Die

Rose von Jericho.

Erzählung

von

Karl Landsteiner.

Aachen, 1867.
Druck und Verlag von Albert Jacobi & Comp.

Erstes Kapitel.

Die Soiree.

In den Sälen des Pallastes des Grafen Baldrian in der Residenzstadt herrschte frohes Leben. Der Graf hatte seine Freunde zu einer Abschiedssoiree geladen, bevor er mit seiner Familie auf das Land zog. Es war dies eine jährlich wiederkehrende Festlichkeit, welche im Grunde keinen andern Zweck hatte, als die Bekannten des Grafen aufmerksam zu machen, daß sie es sich nicht verdrießen lassen sollten, im Sommer manchmal in dem reizenden „Buchenhain“ — so hieß das Landgut des Grafen — einzusprechen. Graf Baldrian war ein Lebemann; er liebte lustige Gesellschaft um sich und „lachende Gesichter“ waren ihm, wie er selbst sagte, „der angenehmste Anblick von der Welt.“ Deshalb schien ihm eigentlich das

Landleben nichts besonders Begehrenswerthes zu sein; für seine Person wär' er lieber in der Stadt geblieben. Indeß mußte er sich gewissen Rücksichten, seiner Familie und — der Mode gegenüber, fügen. Ach! Der arme Graf langweilte sich in Buchenhain nicht wenig; nur die Jagdzeit gewährte einige Entschädigung für die übrigen „leeren" Tage oder, wie gesagt, der Besuch guter Freunde aus der Residenz. Zu diesen gehörten namentlich der Graf Delmond, dessen Sohn Philibert zum künftigen Gemahl der Comtesse Henriette, der Tochter des Grafen Baldrian bestimmt war; ferner die Barone Edmund und Robert Stolpen und der vor Kurzem erst in den Adelstand erhobene Banquier von Lehfeld, dessen Haus die Geldgeschäfte des Grafen besorgte.

Außer diesen „intimen" Freunden des Grafen waren noch viele andere, mitunter hochgestellte, Gäste anwesend. Das Souper war noch nicht servirt — mithin die Geladenen noch in einzelne Gruppen zerstreut. Einige Herren saßen an den Spieltischen mit „l'Hombre" oder „Whist" beschäftigt; Andere, worunter Delmond Vater und die Stolpen, befanden sich in Gesellschaft des Grafen Baldrian in einem kleinen Erkerzimmer, Cigarren rauchend und plaudernd; wieder Andere, unter ihnen Delmond Sohn, standen um die Gräfin Sophie Baldrian herum, welche, ein Blumenbouquet in der Hand, auf einem Sopha saß und die Conversation leitete.

„Also Sie haben meinen Sohn zuletzt in Heidelberg getroffen?" Mit diesen Worten wendete sich Gräfin Sophie freundlich an Philibert, nachdem sie ein längeres Gespräch über französische Literatur mit einem Herrn geführt hatte, der bei der französischen Gesandschaft bedienstet war.

„Zu dienen, Gräfin!“ erwiederte Philibert mit einer leichten Verbeugung, welche bei aller Nonchalance so graziös war, daß man daraus sogleich den Mann von Welt zu erkennen vermochte.

„Wie sah er denn aus? schlägt ihm das Reisen gut an?“

„O ja! Er war eben über Straßburg von Paris gekommen, wie er Ihnen ohnehin mitgetheilt haben wird, und ganz entzückt von den Herrlichkeiten der Seinestadt, was ich sehr begreiflich finde, denn im Grunde versteht man doch nur in Paris zu leben.“

„Ei, Monsieur Philibert!“

„Gewiß, Gräfin! Doch um von Karl zu reden, es war ein glücklicher Zufall, daß wir uns fanden. Ich wollte eben Heidelberg verlassen und stand schon, mit nach Frankfurt gelöster Karte am Eisenbahnperron, als er aus dem von Straßburg kommenden Zuge sprang. Natürlich warf ich das Billet sogleich weg, umarmte meinen lieben Freund und begleitete ihn. Wir blieben zwei Tage zusammen, worauf ich ihn verlassen mußte. Er sagte mir, daß er etwa zwei Monate in Heidelberg sitzen bleiben wolle, um das Universitätsleben daselbst gründlich kennen zu lernen, nebstbei auch einige Studien zu machen, ein Entschluß, den ich, aufrichtig gesagt, nicht begreife. In dem langweiligen Heidelberg zwei Monate! Fürchterlich!“

„Heidelberg ist doch sehr schön!?“

„Ja, auf eine Woche etwa schon! Länger aber ist's dort nicht auszuhalten. Die Schloßruine, den Neckar, die Studenten und das große Faß und die ewigen gelehrten Thees bei

Schlosser, auf welche man sich so sehr freute, hat man doch bald satt."

„Er ist eben ein eigenthümlicher Geist, mein Karl. Er hat einen Anflug von Melancholie, wie Henriette, der ihn mitunter das Stillleben in einer kleinen Stadt dem geräuschvollen Treiben der Residenz vorziehen läßt. Die Kinder haben das von mir geerbt, nur daß ich meine Stimmungen völlig beherrsche und die Lebensordnung meines Gemahls, der mehr sanguinischer Natur ist, ganz zu der meinigen gemacht habe."

„In der That, Karl ist mitunter recht tiefsinnig. Selbst in Paris, so erzählte er mir, überkam ihn zuweilen die Sehnsucht nach der Einsamkeit und dann ritt er in die entlegensten Alleen des Boulogner Wäldchens, band sein Pferd an einen Baum und ließ sich im Grase nieder, wie ein Werther träumend."

„Das sieht ihm ähnlich. Er ist im Stande, ganze Nachmittage am Ufer des Meeres zu sitzen und in die Wasserwüste hinauszustarren, wie er dies in Ostende zu thun beliebte."

„Er liest hiezu den Ossian, nicht wahr?" fragte ein Herr scherzend."

„O nein; er liest gar Nichts, er ist selber ein Poet, er bevölkert die ungeheure Einöde mit seinen höchsteigenen Phantasien. Doch, apropos, die Gräfin bemerkten zuvor, daß auch die Comtesse Henriette dergleichen Anwandlungen von Melancholie habe?"

„Allerdings — nur ist diese ihre Melancholie nicht so gegenstandlos, wie die Karls."

„So?" Dabei zitterte Philiberts Stimme ein wenig, auch überzog ein Anflug von Roth sein vornehm bleiches Gesicht.

Dieses gedehnte „So?“ soll wohl sagen: „Comtesse Henriette träumt von mir?“

„Alle Frommen sind melancholisch!“ bemerkte die Gräfin lächelnd. „Und Henriette ist fromm!“

„Fromm?“ rief Philibert, mit unverkennbarem Ausdrucke der Enttäuschung. „Doch, doch,“ fügte er hinzu, „das ist das Resultat der klösterlichen Erziehung. Einmal in der Welt wieder, wird sie schon heiter werden.“

„Ich hoffe es; indeß bleibt mir doch auffallend, daß sich Henriette gar nicht darnach sehnt, das Pensionat zu verlassen. Während die meisten Mädchen jubeln, wenn die Erlösung für sie schlägt, bat sie mich neulich, als ich sie abholen wollte, sie noch eine Woche im Kloster zu lassen. Die Oberin sagt mir, sie liebe Henriette mehr als alle andern Fräulein, weil sie mit aufrichtigem Herzen die strengen Lehren in sich aufgenommen und der ehrwürdige Vater Cölestin, der Confessarius, weiß nicht Lobes genug über mein Töchterchen zu sprechen.“

„Hm! Hm! Da werd' ich ja eine äußerst tugendhafte Frau bekommen?“ meinte Philibert.

„Ist auch nöthig für einen Schlingel, wie Du bist!“ sagte Delmond Vater, der inzwischen das Erkerzimmer verlassen und sich unter die Sprechenden gemischt hatte.

„Sie wird mich doch nicht etwa bekehren wollen? Im Gegentheile, ich gedenke sie zu vernünftigeren Anschauungen zu bringen. Wäre doch schade um ein so reizendes Kind, wenn es der Bigotterie anheimfallen sollte. Am Ende müßt' ich die meiste Zeit meines Lebens vor den Kirchen zubringen, um Henriette zu erwarten, wenn sie beten ginge?“

„Nein, du mußt mit hinein!“ rief Delmond Vater lachend. „Diese ungewohnte Anstrengung wird dir nicht erspart bleiben!“

„Wir wollen sehen!“ Und Philibert schritt auf eine Fensternische zu, in der er, etwas nachdenklich geworden, stehen blieb, bis man die Gäste zum Souper rief.

Zweites Kapitel.

Das Kloster.

Das Kloster zu unserer lieben Frau und Jungfrau Maria immaculata sowie das zu demselben gehörige Erziehungsinstitut für adelige Fräulein lag in einer etwas entfernten Vorstadt der Residenz. Das Gebäude war einfach, aber geschmackvoll. Eine kleine, aber sehr schöne Kirche nahm die Mittelfronte des Gebäudes ein. Ein ziemlich umfangreicher Garten umgab rückwärts den ganzen Bau und wurde durch ungewöhnlich hohe Mauern, über welche jedoch die Aeste üppiger Bäume noch weit hinausragten, von der Außenwelt abgeschlossen. Das Innere des Klosters entsprach dem Aeußern. Reinliche, freundliche Gänge, jeder am Ende mit einem Christus- oder Marienbild geschmückt, vor dem sich ein Betschemel befand, führten hier zu den Zellen der Erzieherinnen, dort zu den Sälen der Pensionatfräulein. Diese waren eben, von Schwester Huberta geführt, von einem Spaziergange zurückgekehrt und hatten sich, das Nachmittagsbrod hastig verlangend,

unter lebhaftem Geplauder im Erholungszimmer zusammengefunden. Nur Henriette Baldrian erschien nicht mehr im Saale, obwohl sie am „Ausgange“ noch Theil genommen. Es war der letzte Tag, den sie im Institute zubringen sollte und Abends sechs Uhr war der Gräfin Sophie angesagt, sie abzuholen. Bereits waren ihre Koffer von Dienstmännern fortgetragen worden und nichts mehr hielt sie in den stillen Klosterräumen zurück, in welchen sie acht Jahre ihres Lebens zugebracht. Viele ihrer Colleginnen beneideten sie um das Glück, hinauszukommen in die große Welt, Theil nehmen zu dürfen an den Vergnügungen, welche sich die Phantasie so Mancher um so reizender ausmalte, je weniger sie dieselben kannte. Aber Henriette weinte. Ihr Herz war beschwert von Trennungsschmerz und wie eine trübe Ahnung lag es auf ihr. Sie kniete vor einem Muttergottesbilde nieder und versank tief in inbrünstiges Gebet. Als sie sich erhob, stand Schwester Huberta vor ihr. Henriette trat auf sie zu und ergriff ihre Hand. Da sah sie dieselbe an mit einem Blicke, der Alles sagte. Schwester Huberta sprach: „Ich verstehe Sie, meine Liebe! Mein Mitgefühl für Sie ist so groß, wie meine Freude an Ihnen. Ja, ein freudiges Gefühl ist's, das mich ergreift, wenn ich Sie ansehe. Je seltner heutzutage solche Seelen sind, desto mehr muß man sie schätzen. Ihr Herz gehört dem Herrn!“

„Könnt' ich es Ihm ganz weih'n!“ sagte Henriette. „Aber man zwingt mich, in die rauhe, kalte Welt hinaus zu wandern, die mir, ich weiß es, kein Glück, keinen Frieden bringen wird. Ach meine Freundin — Sie erlaubten mir heute, Ihnen diesen Namen zu geben — was sagen Sie zu

dem Briefe, den mir meine Mutter schrieb und den ich Ihnen zuvor mittheilte?"

„Was kann ich sagen? Sie müssen sich fügen, mein Kind! Doch vertrauen Sie auf Gott und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen heute Morgen sagte!"

„Nie, nie!"

„Gott segne Sie! Die Glocke ruft — ich muß in das Lehrzimmer. Wir sehen uns doch noch?"

„Gewiß!"

Schwester Huberta eilte fort. Im selben Augenblicke erschien der ehrwürdige Geistliche, Vater Cölestin. Er war ein Greis mit langem, schneeweißem Haar und einem Antlitz, in dem der Frieden des Himmels sich spiegelte. Er trug sein Brevier und eine kleine, getrocknete Pflanze in der Hand.

„Meine Tochter!" sagte er, als er Henriette erblickte, „Sie verlassen uns heute?"

„Ich muß, ehrwürdiger Vater!"

„Mir thut es leid, daß wir Sie verlieren. Sie waren eine Zierde der Anstalt."

„Sie sind so gütig, ehrwürdiger Vater!"

„Ich spreche die Wahrheit. Jetzt, da Sie scheiden, darf ich es Ihnen sagen. Mögen Sie glücklich sein, Sie verdienen es. Was mich betrifft, ich werde oft Ihrer in meinem Gebete gedenken."

„Tausend Dank. Doch bitte ich Sie, auch für meine Eltern zu beten, daß der Herr ihr Herz erweiche und meinem Wunsche geneigter mache."

„Meine Tochter! Ich weiß, was Sie meinen. Doch glauben Sie mir, man kann auch in der Welt Gott dienen

und heutzutage kann eine tugendhafte Frau außerordentlich viel Gutes wirken durch das Beispiel eines wahrhaft christlichen Lebens. Je seltner solche Beispiele werden, desto mehr ziehen sie die Augen der Menschen auf sich. Nicht alle frommen Seelen können im Kloster sein! Erfüllen Sie denn Ihrer Eltern Willen, aber bewahren Sie Ihr Herz dem Herrn und halten Sie es rein und fromm!"

„Wenn ich aber in der Welt unglücklich, friedenlos sein werde? Wenn ich vor Sehnsucht nach der heiligen Einsamkeit vergehe?"

„Gott wird Sie stärken."

„Gott zieht mich an sich. Ich bin nicht für das Weltleben!"

Der Geistliche betrachtete das Mädchen mit inniger Freude. Eine Thräne der Rührung glänzte in seinem Auge.

„Sollte dem wirklich so sein? Ja, dann würde Ihr Herz im Weltleben verdorren und erst aufleben wieder in den Wassern des heiligen, gottgeweihten Lebens. Sehen Sie hier diese verwelkte Blume? Ein Pilger brachte sie mir aus dem heiligen Lande. Die Botaniker nennen sie „Anastatica hierochuntica" die „Rose von Jericho". Vom Stamme gebrochen, welkt sie dahin; ihre Blätter sinken zusammen und werden dürr und hart. So kann sie Monate, ja, Jahre lang bleiben. Bringt man sie jedoch in ein Gefäß mit Wasser, sieh da, die Blätter entfalten sich langsam und dehnen sich aus — die Blume lebt von Neuem auf. Welch wunderbares Symbol einer im Weltleben dahinsiechenden Seele, die erst in dem ihr zusagenden Borne des Heilslebens sich entfaltet zu gottgeweihter Blüthe."

„Wie schön, ehrwürdiger Vater! Wenn dies das Bild meines eigenen Lebens wäre?"

„Gott weiß es. Diese Blume aber schenk' ich Ihnen zum Andenken. Mögen Sie bei deren Anblicke manchmal des alten Mannes sich erinnern, der Ihnen herzlich zugethan war, der Sie segnet, dreimal segnet."

Henriette stand da, die Blume nachdenkend in der Hand haltend. Der Vater Cölestin hatte sich still entfernt. Rührung hatte ihn übermannt. Er durfte auf die Ideen des Mädchens nicht weiter eingehen — er wollte aber auch nicht dieser frommen Sehnsucht entgegentreten. —

Es war Abend geworden. Schlag sechs Uhr fuhr ein Wagen im äußern Klosterhofe vor. Die Gräfin Sophie stieg aus der Kutsche und begab sich zur Frau Oberin. Henriette wurde herbeigerufen. Nach den üblichen Begrüßungen sagte die Gräfin Sophie: „Meine liebe Tochter, Du wirst Dich nun bei Deinen Lehrerinnen empfehlen und dann mit mir in das elterliche Haus zurückkehren."

„Ja wohl, Mama! Du befiehlst es und ich gehorche. Aber gestatte mir nur noch ein halbes Stündchen Aufschub, damit ich in meiner Weise von meinem lieben Kloster Abschied nehme. Ehrwürdige Mutter, Sie erlauben es doch auch?"

Ja, mein Kind! Ich wollte, ich könnte Dir noch mehr als dieses erlauben!"

Henriette hüpfte fort.

„Ein seltsames Mädchen!" sagte die Gräfin.

„Ein gottbegeistertes Wesen!" rief die Oberin.

„Gottbegeistert? Ehrwürdige Frau, Sie haben doch nicht den Plan gehabt, meine Tochter zu einer Nonne zu erziehen?"

„Ich? Nein — sie bekam ganz dieselbe Erziehung, wie alle übrigen Fräulein, von denen doch bis jetzt keine den Gedanken gefaßt hat, im Kloster zu bleiben. Der einzige Fall, der seit Jahren statt hatte, war der mit Schwester Huberta. Sonst rekrutirten wir uns Alle theilweise aus Frankreich, theilweise aus Belgien. Unsere Erziehung bezweckt nur, aus den uns Anvertrauten christlich denkende und handelnde Menschen zu machen — nicht für das Klosterleben vorzubereiten. Wenn aber der Herr eine Seele ganz besonders begnadigt, wenn sie Beruf in sich fühlt —"

„Ach, Beruf!" unterbrach die Gräfin die Rede der Oberin, „was heißt Beruf bei einem sechszehnjährigen Mädchen? Jedes zartfühlende Mädchen trägt sich Einmal in seinem Leben mit dem Gedanken herum, in's Kloster zu gehen. Nach einiger Zeit ist es anders gesinnt."

„Das mag im Allgemeinen der Fall sein; denn der wahre Beruf zum klösterlichen Leben ist nichts Alltägliches, es ist eine besondere Gnade von Oben. Wenn nun Henriette —"

„Ich bitte Sie, ehrwürdige Frau, sprechen wir von etwas Anderm. Das Schicksal meines Kindes ist hinfüro meine Sache — ich habe es zu verantworten."

Die Oberin sah, daß die Gräfin jede Erörterung dieses Gegenstandes kurzweg abschneiden wollte, so schwieg sie denn. —

Henriette war indessen bei jeder ihrer Lehrerinnen gewesen und hatte sich unter Thränen von ihnen empfohlen, insbesondere war ihr der Abschied von Schwester Huberta nahe gegangen. Hierauf begab sie sich in die Kirche, dann in den Garten, um nochmals alle die Plätzchen zu besuchen, die ihr lieb geworden waren im Laufe der Zeit. Eine Platane stand in Mitte eines

kleinen Wiesenplatzes, wo sie oft gesessen, gelesen oder geträumt hatte. Dort im Winkel des Gartens war eine Laube, in welcher sie manchmal mit Schwester Huberta über heilige Gegenstände gesprochen!

„Adieu!“ flüsterte sie. „Adieu!“ Da rauscht' es in den Bäumen und wie ein geheimes Abschiedsgrüßen schien's ihr durch die Wipfel zu gehen. „Adieu! Adieu!“

Dann eilte Henriette zur Mutter zurück und nach wenigen Augenblicken rollte der Wagen mit den Beiden zum Hofe hinaus von der stillen Vorstadt der brausenden, von Gasflammen schon hell erleuchteten inneren Stadt zu.

Drittes Kapitel.

Buchenhain.

„Es war vernünftig von Dir, meine Tochter!“ sagte Gräfin Sophie während der Fahrt, „den Weisungen meines Briefes Folge zu leisten. Ich bin zufrieden mit Dir.“

„Ich werde Dir gehorsam sein, Mama!“

„Dadurch wirst Du nur Dir selbst nützen. Ich weiß besser, was zu Deinem Heile ist. Du mußt die phantastischen Kloster-Ideen ganz aufgeben und ein hübsch praktisches Mädchen sein!“

Henriette seufzte und — schwieg. Die Gräfin fuhr fort: „Der Vater würde außer sich gerathen, wenn er genau wüßte, was während der letzten acht Tage vorgefallen ist. Er war ohnehin nicht gut zu sprechen auf mich, als ich Dich, wie es ja jetzt bon ton ist, in's Kloster brachte; wenn er erst erführe,

daß Du ganz darinnen bleiben, daß Du Nonne werden wolltest! Es ist aber auch ein wahrhaft mittelalterlicher Gedanke!"

Da Henriette nicht erwiderte, so entstand eine Pause. Nach einigen Augenblicken ergriff die Gräfin abermals das Wort:

„Ich hoffe, daß Deine „Ueberspanntheiten" bald ruhiger Ueberlegung weichen werden. Ueberdies wirst Du jetzt erst das Leben von seiner angenehmen Seite kennen lernen. Du Arme! Du meintest, das sei eine Existenz für eine Comtesse, im Kloster zu schmachten! Das war ja nur die Vorbereitung auf das eigentliche Leben. Und daß dieses sich für Dich glänzend gestalten wird, daran zweifle ich nicht. Wenn ich Dich ansehe, so glaub' ich mich selbst zu erblicken, wie ich in meiner ersten Blüthe stand. Dieses schöne, große, etwas schmachtende Auge — es ist ein Erbtheil Deiner Mutter. Wie vornehm sind doch Deine feinen Züge, wie aristokratisch diese zarte, nur ein wenig rosig angehauchte Bläße des Gesichtes — ja, Henriette, Du bist schön! Wie wird man Dich bewundern, wie wird man Dir huldigen! Und welch' ein Anblick wird das sein, wenn Du am Arme des Grafen Philibert, des reichen, liebenswürdigen, schönen Grafen Philibert einherschreitest. Du schweigst noch immer? Du weinst? Meine liebe Tochter, bald will ich Dich lachen sehen — bald werden die bleichen Schatten des dumpfen Klosters weichen .... doch da sind wir ja!"

Gräfin Sophie küßte Henriette auf die Stirne — dann stiegen sie aus und die Treppen des Pallastes hinan.

Graf Baldrian und Philibert kamen ihnen entgegen.

„Endlich!" rief der Graf. „Sag mir mal, Jettchen!

liebst Du Deinen Papa gar nicht mehr? Haben die garstigen Nonnen mir Dein Herz ganz abwendig gemacht?" Mit diesen, in seinem Sinne, herzlichen Worten umarmte er seine Tochter, welche seine Zärtlichkeit mit aufrichtiger Verehrung erwiderte. Hierauf näherte sich auch Philibert und küßte galant die Fingerspitzen der Comtesse, welche ihn artig aber kalt begrüßte. Dann begaben sich Alle in den Salon, wo man im engsten Familienkreise, zu welchem man Philibert bereits rechnete, den letzten Abend vor der Abreise auf das Land zubrachte. — Henriette verhielt sich ganz passiv, zuwartend, beobachtend. Den Zumuthungen, die ihr Anfangs gestellt wurden, brachte sie zwar kein bestimmtes „Nein" entgegen, aber auch kein entschiedenes „Ja" wurde ihr erpreßt. Diese Unentschiedenheit schrieb man den plötzlich veränderten Verhältnissen zu, in die sie sich erst nach und nach schicken werde. So ließ man sie im Ganzen zuletzt ziemlich unbehelligt; man dachte daran, sie Zeit und Ueberlegung gewinnen zu lassen. Dergleichen Gedanken bestimmten auch Philibert, sich gleichfalls zuwartend zu verhalten, obwohl er mit Henriettens Betragen nicht sehr zufrieden war, um so weniger, als ihre melancholische Schönheit ihn ganz bezauberte. Je zurückhaltender Henriette war, desto mehr entbrannte er in Liebe zu ihr. „Sie muß mein sein!" sagte er zu sich, als er spät in der Nacht nach Hause fuhr. „Sie muß, ja sie muß mein sein!!"

Am nächsten Morgen reiste die Herrschaft nach Buchenhain ab.

Das Landgut lag reizend am Fuße einer bewaldeten Anhöhe, die jedoch zu einem herrlichen Parke gestaltet worden war. Ein zierlicher „Pavillon", „Henriettens-Ruh" der Com-

tesse zu Ehren genannt, krönte den Hügel. Von dort genoß man einer lieblichen Aussicht über ein fruchtbares, von der Silberader eines kleinen Flusses durchzogenes Thal, das gegen Süden von gewaltigen, theilweise mit Schnee bedeckten Bergen abgeschlossen war. Einer dieser Berge, ein bekannter Stock der steierisch-österreichischen Alpenkette, lag an hellen Tagen mit stereoskopischer Reinheit da, wie man zu sagen pflegt „fast mit Händen zu greifen", obwohl er gewiß über eine Tagereise entfernt war. Es war ein schönes Schauspiel, wenn er bei Sonnenuntergang sich langsam anröthete, bis Purpurgluth ihn ganz zu durchdringen schien, daß er einer riesigen Rose glich, die platzte, und zuletzt nur ein schwarzer Schatten schien, ungewiß schwankend, an der Himmelswand.....

Trotz des Kummers, der auf Henriettens Herzen lastete, war es für sie doch noch ein Labsal, daß sie sich auf dem Lande und nicht in der vielbewegten, lärmreichen Residenz befand! In der Stadt und außerhalb des Klosters wäre sie gar nicht zu ruhiger Einkehr in sich selbst, zu stiller Betrachtung gelangt, die sie so sehr liebte! Gesellschaften auf Gesellschaften, Unterhaltungen aller Art, Theater, Cercle, Konzerte, Visiten und kein Ende! Das hätte sie nervenkrank gemacht! Nun aber gab es doch Stunden, ja Tage, an welchen kein Besuch erschien, schöne, stille Abende, an denen man einsam die Gänge des Parkes hinauf zum Pavillon wandeln konnte, um daselbst, unbehelligt von fremden Gesichtern, den Mond aufgehen zu sehen und zu den goldenen Sternen emporzublicken. Süße Augenblicke heiligster Begeisterung, geheimster Seligkeit. Wie oft faltete Henriette ihre Hände dann und, dem leisen Geflüster der Wipfel uralter Bäume halb bewußt lauschend,

versank sie in einen traumhaften Zustand, den die ungläubige Welt für Liebesahnung, für schmachtende Sehnsucht oder gar für Somnambulismus erklärt hätte, der aber nur eine entzückungsvolle Hingabe an das Ewige war. Die Extase der Heiligen ist nichts Anderes, als ein instinktives Aufgehen im Gefühle der Gottesliebe. Das höchste Glück denkt nicht, es genießt. —

Eines Abends, als Henriette eben wieder allein im Parke sich befand, kam Philibert in Begleitung der beiden Stolpen aus der Stadt nach Buchenhain. Während Letztere dem Grafen die Residenz-Neuigkeiten erzählten, eilte Philibert, nachdem er die Gräfin gefragt, wo Henriette sei, in den Garten. Die Gräfin versprach sogleich nachzukommen, verwickelte sich aber mit dem Gutverwalter in ein ziemlich langes Gespräch, nach dessen Beendigung sie erst ihre „Kinder“ aufsuchte.

Philibert fand Henriette auf einer Bank unter einem großen Baume auf der Anhöhe sitzen. Ein Buch, in dem sie gelesen haben mochte, war ihrer Hand entfallen; sie war augenscheinlich in Gedanken versunken.

„So einsam, Comtesse?“

Henriette fuhr etwas erschreckt in die Höhe. Dann sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit: „Ah, Sie sind es, Graf?“

„Ja wohl! Mit den Gebrüdern Stolpen verließ ich Vormittag die Stadt nnd kam so eben in Buchenhain an. Mein erster Gang ist zu Ihnen, mein erster Gruß gilt der holden, liebenswürdigen Comtesse Henriette!“

„Ich danke Ihnen; doch wozu diese Aufmerksamkeiten? Ich weiß nicht, wie ich sie erwiedern soll“.

„Das wissen Sie nicht? Wär' es möglich, daß dieser Engelsgestalt Eines mangele, — das Herz?"

„Wenn Sie so wollen — ja! Ich habe kein Gefühl für Galanterien."

„Welch ein verächtlicher Ausdruck: Galanterien! Dies Wort kränkt, es beleidigt mich!"

„Ei! Ist ihm, dem berühmten Grafen Philibert Delmond, von dem man sagt, daß er bei den Damen so viel Glück hat, Galanterie etwas gar so Fremdes? Mich dünkt, ich habe den rechten Ausdruck gewählt."

„Sie sind grausam, Henriette. Ich weiß nicht, wollen Sie Ihr Spiel mit mir treiben oder mir den Sieg erschweren."

„Keines von Beiden. Seien Sie davon überzeugt."

„Warum sind Sie denn so kalt, ja abstoßend gegen mich?"

„Weil ich Ihnen keine Hoffnungen machen will."

„Abscheulich, wenn es Ihnen Ernst damit ist. Doch nein! Das ist geradezu undenkbar. Was kann Ihre Rede in unsern Verhältnissen für eine Bedeutung haben, Comtesse? Sind Sie mit mir nicht so gut, wie verlobt? Hab' ich, verzeihen Sie die direkte Bezeichnung, nicht ein Recht auf Ihre Hand? Es kann also nur heißen, Sie machen mir keine Hoffnung auf Ihre Gegenliebe, denn daß ich Sie liebe, wahr, innig, über Alles, das wissen Sie, müßten es wissen, wenn ich es Ihnen auch noch nicht gesagt hätte! Wenn dem nun so wäre, so schlössen wir etwa eine Convenienz-, eine Modeheirath? Pfui!"

„Ja, wer spricht denn auch von einer Heirath, Graf?"

„Da werde der — — ja, da werde Einer klug aus Ihren Reden! Nachdem Alles stipulirt, man kann sagen, der Kontrakt so gut wie aufgesetzt ist, fragen Sie, wer vom Heirathen spricht? Das ist zum Todtschießen! Pardon, Comtesse!“

Henriette erhob sich. „Ich denke, bei dergleichen Stipulationen bin ich doch eine der Hauptpersonen. Da ich aber noch nicht „Ja“ gesagt, so haben Sie auch noch durchaus kein Recht in Bezug auf mich, Herr Graf! Ihre Dienerin!“

Damit schritt sie würdevoll, ohne Stolz, aber ernst an dem erstaunten Philibert vorbei, dem Schlosse zu, aus welchem Gräfin Sophie ihr so eben entgegenkam.

„Alle Wetter!“ rief Philibert nach einer Weile, „das wird mir nachgerade zu bunt. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von der ganzen Geschichte denken soll! Von Seite der Eltern überhäuft man mich mit Aufmerksamkeiten, nennt mich „lieber Sohn!“ zählt mich schon der Familie bei — und sie!? Ist das ein Benehmen mir gegenüber? Bin ich ihr wirklich gleichgültig? Gräfin Sophie behauptet das Gegentheil. Sie sagt, was Henrietten so kalt und zurückhaltend erscheinen lasse, sei nichts als Schüchternheit, Folge der klösterlichen Erziehung. Nun hab' ich bei dergleichen Mädchen allerdings schon die Erfahrung gemacht, daß sie mitunter wirklich beleidigend rauh werden, wenn man ihnen Schönheiten sagt, während Alles darauf schließen läßt, daß sie dennoch heimlich daran Vergnügen finden — aber Henriettens Aeußerungen verrathen gar keine geheime Wärme! Das ist nicht klösterliche Schüchternheit, das ist bewußte Härte! — Weh mir! Wär's ein anderer Fall, ich nähme zur Stunde Abschied, Rrrrr!

Ein anderes Bild! Aber ich liebe Henriette. Da liegt's! So heißt es denn weiter kämpfen."

Dies waren ungefähr Philiberts Gedanken, während er langsam die Anhöhe hinabschritt. Dort sah er, in der Nähe des Schlosses, Gräfin Sophie mit Henrietten im Gespräche stehen. Als er sich näherte, küßte Henriette ihre Mutter und eilte in das Gebäude. Gräfin Sophie jedoch ging auf ihn zu:

„Nun, mein lieber Philibert, Sie schleichen ja einher, wie ein ächter Kopfhänger?"

„Etwas Hängerisches steckt allerdings in mir, Gräfin. Wenn die Comtesse fortfährt, mich so en bagatelle zu behandeln, so kann's noch geschehen, daß ich mich erhänge."

„Pah, Söhnchen! So arg wird's wohl nicht kommen. Lassen Sie nur Henriettens Klosterstimmung vorübergehen, dann wird sie sich schon eines Bessern besinnen."

„Das sagten Sie mir vor acht Tagen schon! Ich finde aber, daß die Comtesse heute frostiger ist, als damals. Sie sagte mir rund heraus, mit der Heirath sei es bis zur Stunde nichts."

„Sagte Sie das? Sehen Sie, Philibert, ich komme nach und nach zur Einsicht, daß mein Gemahl Recht hat, wenn er sagt, Henriette ist krank. Der bigotte Zug ihres Wesens, weiß Gott, woher sie ihn hat! steigerte sich im Kloster zu düsterm Fanatismus. Ich gestehe Ihnen offen, daß sie mir Scenen machte. Stellen Sie sich vor, die Wahnsinnige wollte im Kloster bleiben!"

„Im Kloster bleiben? Entsetzlich!"

„Nonne werden!"

„Nonne werden? Grauenhaft!"

„Sie bat, sie schmeichelte, sie beschwor mich unter Thränen. Ich war der Verzweiflung nahe. Der Papa hätte mir, mir alle Schuld gegeben, wenn er etwas davon erfahren hätte. Ich griff endlich zu dem einzig möglichen Auskunftsmittel: ich sagte ihr erst brieflich, dann mündlich, daß es des Vaters, wie mein entschiedenster Wille sei, dies zu verhindern, daß sie gehorchen müsse ohne Widerrede! Da fügte sie sich. Ihr Gehorsam ist allerdings nur passiv, indeß ist damit schon viel gewonnen. Wir müssen sie wie eine Geisteskranke behandeln, mit aller Sorgfalt, aller Schonung. Sie ganz besonders sind dazu berufen, sie zu gesunderen Anschauungen zu bekehren. Nach und nach wird sie sich an Sie gewöhnen, wie die „Irre" an den Arzt. Sie werden sie unbemerkt dahin führen, wohin wir sie Alle zu bringen wünschen. Ich glaube, daß sie jetzt schon mit sich selber im Kampfe liegt. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß Sie ihr nicht gleichgültig sind. Ihre Kälte ist erkünstelt — lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, theurer Philibert. Hoffen Sie mit mir!"

„Ihr gütiger Zuspruch bestimmt mich, schwacher Hoffnung Raum zu geben. Ach Gräfin! Ich liebe Ihr Henriettchen, wie ich nie ein Mädchen geliebt. Ihr Bild schwebt mir immer vor der Seele und die ungeheure Stadt scheint mir eine öde Wüste zu sein — ohne sie. Was ist in so kurzer Zeit aus dem lebenslustigen Kavalier geworden? Ein Seladon, ein Schwärmer, ein Träumer! O Karl! Wie möchtest Du nun lachen über mich, der ich Dich so oft verspottete!"

„Armer Philibert! — Doch kommen Sie nun, der Graf erwartet uns."

Viertes Kapitel.

Lustige Gesellschaft.

Der Graf Baldrian hatte für den heutigen Abend einige Landedelleute der Umgebung sammt ihren Familien zu sich eingeladen und sie waren, als Gräfin Sophie mit Philibert erschien, bereits Alle im Salon versammelt. Es waren recht merkwürdige Originale unter ihnen, wie deren gerade der Landadel mitunter hervorbringt. Da war einmal der alte Baron Köpfli, ein Mann, mit den nordamerikanischen Trapper's zu vergleichen. Er lebte mit einer eben so originellen Schwester und einem Diener in einem kleinen Jagdschlosse mitten im Wald. Den größten Theil des Tages brachte er auf der Jagd zu und erschien immer in Gesellschaft von — sechs bis acht Hunden. Jagdabenteuer zu erzählen, dabei

auch tüchtig „aufzuschneiden" und übermäßig viel Wein dazu zu trinken, war ihm die liebste Erholung von den Strapazen — der Jagd. Von seiner Schwester erzählten die Leute, sie sei längst gestorben und was im Köpflischlosse herumwandle, sei nur ihr Geist, der sich von dem Gebäude nicht zu trennen vermöge. In der That sah sie aus wie eine, aus dem Rahmen eines uralten Ahnenbildes geschnittene, weibliche Figur. Die stets gleiche Kleidung, die sie trug, mochte vor einem halben Jahrhundert in der Mode gewesen sein. Dazu kam noch, daß sie äußerst selten etwas sprach, und wenn, in gemessener Weise und hohlen Grabestönen. — Ein spassiger Kauz war der Freiherr Rummelstein, ein Wittwer, der, wenn er im nüchternen Zustande war, was äußerst selten vorkam, den geistreichen, galanten Garçon spielte. Eine durchaus gutmüthige Natur, hatte er keinen Feind, als sich selbst. Er führte ein Tagebuch, in welches er jeden Morgen die Erlebnisse des vorigen Tages eintrug. Meist beschränkten sich die Aufzeichnungen auf Folgendes: „Gestern wieder einen Rausch gehabt! Sag' mir mal, Paul, wann wirst Du denn endlich das verd— Saufen aufgeben? Trinke lieber Wasser, Lump!" Das Resultat dieser heilsamen Selbstmahnungen war immer, daß er den nächsten Abend eben so betrunken war, wie den vorhergehenden. Nur wenn er eine Einladung erhalten hatte, überwand er sich so weit, daß er in leidlichem Zustande in die Gesellschaft kam. Dann war er überaus liebenswürdig, besonders gegen die Damen. — Eine interessante Erscheinung war der Ritter von Thalern. Er hatte sich früher viel mit philosophischen Studien beschäftigt und sowohl die altgriechischen wie die christlich mittelalterlichen Schriftsteller dieser

Richtung mit Eifer gelesen, auch, wie natürlich, die neuern Philosophen Spinoza, Cartesius, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer durchgearbeitet und nun aus all diesen ein eigenes philosophisches System zusammengestellt, welches er die „Philosophie der Zukunft" nannte. Er nahm ein Urei an, welches die Urmutter alles Lebenden, die „Wärme" ausbrütete. Die Wärme ist der ewige Wille; im Ei liegt als Keim die ewige Vorstellung. Aus dem Ei entstand die Welt. Die Menschheit stamme von zwei Paaren ab, sagte er, einem mit blauem, einem mit rothem Blut. „Der Adel wie das Bürgerthum ist somit etwas Gegebenes, nicht etwas Gemachtes. Der Geburtsunterschied ist ein Naturgesetz. Der Mensch hat in sich Ahnungen der Urvorstellung, welche alles Seiende umfaßt. Das nennt er „ewige Ideen". Als Individuum lebt er nur für die Erde. Der Tod ist das Aufhören der Individualität. Darum ein Fortleben der Seele nach dem Tode in unserm Sinne nicht denkbar. Wenn wir an den Gräbern unserer Lieben stehen, so trösten wir uns mit dem Gedanken eines einstigen Wiedersehens! Das ist eine schöne Täuschung. Ein Wiedersehen wäre nur möglich unter gleichen Bedingungen, wie die unseres irdischen Lebens. Als Naturkräfte können wir uns wohl wieder begegnen nach dem Tode — ist das aber ein Wiedersehen? — Unser Leben hier ist das seltsamste unter allen philosophischen Problemen. Hunger und Liebe scheinen es zu bestimmen, wie der Dichter sagt. Aber es gibt noch andere geheimnißvolle Mächte, welche in dasselbe hineinspielen. Die Fortschritte der Naturwissenschaft werden noch Vieles aufhellen, aber Alles nicht. Eben weil der Mensch mitten im Strome steht, sieht er Quell und

Mündung nicht. Tugend und Laster verhalten sich zueinander wie Glück und Unglück. Die Tugend besteht nicht in geschlechtlicher Reinheit — denn diese gibt es nicht. Der Mensch muß nicht seinen Trieben gehorchen — aber Jeder thut es, weil auch der Edelste dem Begehren seiner Sinnlichkeit nicht widerstehen mag. Die Religion ist Poesie, die man zum Gesetz erhoben hat. Insofern ist der Dichter auch Priester und die großen Wandlungen im Gebiete der Poesie hängen immer mit der Bildung neuer Religionen zusammen. Die erhabensten Ideen üben immer nur auf das gesammte Geistesleben einen Einfluß aus, dem sich der Einzelne möglichst zu entziehen sucht. Die Bildung ist nichts als die Erkenntniß der Macht der Ideen und in Folge dessen Furcht vor derselben. Die ungleiche Vertheilung der Güter ist in so ferne nothwendig, als ein Kulturleben ohne dieselbe nicht möglich wäre. Ein Glück für das Gesammte, ist sie hinsichtlich des Einzelnen eine Ungerechtigkeit. — Der einzige Vorzug, den die Menschen blauen Blutes haben, besteht in einem gewissen, feineren Wesen, welches sich selbst bei sonstiger Versunkenheit kennbar macht. Sie sind die gebornen Herrscher. Die plebejische Natur fühlt in sich selbst den Drang, zu dienen, wie der Hund aus Instinkt gehorcht —."

Dies sind einige Gedanken aus der großen Masse derer, die zusammengenommen der Baron die „Philosophie der Zukunft" nannte. Im Einzelnen scheinbar klar, waren sie doch im Zusammenhange völlig unverständlich. Und darin lag das Ungefährliche dieser Philosophie. Für den Baron gab es keinen schönern Augenblick, als wenn er Jemanden fand, der sich seine Theorien vordemonstriren ließ.

Außer den Herren waren mehrere ältere und jüngere Damen angelangt. Der Baron von Thalern selbst hatte eine geistreiche und liebenswürdige Tochter, Namens Zoë. Sie hatte schon lange gewünscht, Henriettens Bekanntschaft zu machen und war deshalb nach Buchenhain gekommen. Eine alte Generalswittwe, Eole von Grull, anregend gesprächig, doch, wenn von ihrem verstorbenen Gatten die Rede, leicht zum Weinen gebracht, war noch nebst einer entfernten Verwandten, welche aus Norddeutschland auf Besuch zu ihr gekommen, gegenwärtig. Einer von den Gebrüdern Stolpen saß am Klavier und accompagnirte ein Schubert'sches Lied, welches Zoë mit schöner, klarer Stimme eben sang, als die Gräfin Sophie eintrat.

„Nun sind wir endlich Alle beisammen!" sagte der Graf Baldrian, als Zoë zu Ende gesungen.

„Alle?" rief Rummelstein. „Ich dachte, Comtesse Henriette sei auch in Buchenhain? Hier aber fehlt sie."

„So? Ist die Träumerin schon wieder abwesend? Wo ist sie, Sophie?"

„In ihrem Zimmer. Sie läßt sich entschuldigen."

„Ei! Ist sie krank?"

„Nein; aber sie will allein sein!"

„Liebe Sophie! Diesen Hang zur Einsamkeit dürfen wir nicht noch nähren. Ich befehle ihr, als Vater, daß sie allsogleich hieher kommt, hörst Du?"

Letztere Worte hatte der Graf ziemlich leise, aber mit entschiedenem Nachdrucke zu seiner Frau gesagt, die denn auch sich selbst zu Henrietten begab und dieselbe in den Salon führte. Ein allgemeines: „Ah! Bravo!" scholl der Eintreten-

den entgegen. Baron Rummelstein tänzelte sogleich auf sie zu und sagte mit einem, schon etwas weinseligen Lächeln: „Schönste, Holdeste, Liebenswürdigste Ihres Geschlechtes! Ja, ganz gewiß, das sind Sie, Comtesse! Hol mich der — wenn ich Etwas sage — ja, das hab' ich gesagt. Und was ich gesagt habe, das ist Etwas! Ich versteh' mich auf Frauenschönheit — wenn ich mal von einer Dame sage, sie — hm! was hab' ich eigentlich sagen wollen? Richtig! Darf ich Ihnen meinen Arm bieten, Sie auf Ihren Platz zu führen?"

Henriette nahm lächelnd den Arm des Barons und ließ sich zu einem Stuhl geleiten, worauf sie sich schweigend niederließ. Von Thalern war inzwischen auf sie zugekommen.

„Das Leben", sagte er in gemessenem Tone eines Philosophen, „ist, wenn Sie erlauben, Comtesse! einer Bildergallerie zu vergleichen, in die der denkende Mensch eintritt, um Studien zu machen. Da erblickt er schöne Landschaften, Thierstücke, Genrebilder, Portraits, Heiligenbilder, Historienmalereien. Er beurtheilt alle nach seinem Bildungsstandpunkte — aber seiner Meinung nach, unparteiisch. Da jedoch fällt ihm ein Bild besonders auf. Meistens wird es ein Studienkopf sein. Er versenkt sich ganz in diese Züge; endlich reißt er sich los und nähert sich einem andern Bild, aber immer zieht es ihm die Augen wieder zurück. Es wird ihm klar, daß nicht das, was an dem Bilde Kunst ist, so viel Anziehungskraft für ihn hat, es ist etwas Anderes, ein geheimnißvoller, ihm selbst unerklärbarer Reiz. Was ist's, das ihn so sehr ergreift? Hat er dieses Gesicht schon irgendwo gesehen? Es muß wohl sein. So beruht im Leben die Sympathie, die wir für gewisse Menschen fühlen, auf einer uralten Bekanntschaft, die außerhalb unseres jetzigen Da-

seins gemacht wurde. Wir sind uns nahe gewesen als Vorstellungen künftiger Wesen im Urei! Sie sehen mich mit großen Augen an? Sie errathen wohl nicht, was ich sagen will? Ich meine, wir müssen uns im Welturei schon begegnet sein — denn Ihr Bild lebt in mir und ich fühle mich seltsam hingezogen zu Ihnen, Comtesse!" —

Henriette erwiederte nichts, als: „Haben Sie Ihre Theorie vom Urei aus der heiligen Schrift geschöpft?" Dann wandte sie sich zu Zoë, welche die Gelegenheit benutzte, Henriette aus dem Herrenzirkel zu ziehen und mit ihr in ein kleines Nebengemach zu schlüpfen. „Dort", sagte sie, „können wir sans gène mit einander plaudern." Eine Bekanntschaft zwischen Mädchen ist bald gemacht. Zoë war hübsch, liebenswürdig, nicht ohne Geist. Henriette fühlte daher Anfangs einige Sympathie zu ihr. Bald erkannte sie jedoch, daß Zoë viel zu eitel und vergnügungssüchtig sei, als daß sie eine dauernde Freundschaft mit ihr hätte anknüpfen können. Mit Schmerz dachte sie an Schwester Huberta zurück. —

„Sie waren im Kloster?" fragte Zoë, nachdem die Beiden schon über allerlei gleichgültige Dinge gesprochen hatten.

„Ja."

„Wie lange brachten Sie dort zu?"

„Acht Jahre."

„Acht Jahre? Du lieber Gott, sind Sie da nicht gestorben vor Langeweile?"

„Ich war recht glücklich!"

„Glücklich? Nicht doch. Sie hatten eben keine richtige Vorstellung noch vom Glücke. Sehen Sie, Henriette, ich langweile mich schon hier, wo ich doch Freiheit genieße und frische Luft.

Was soll man auf Waldenthal machen? Leider ist selbst die kleine Garnisonstadt eine Stunde entfernt. Eine Tante von mir ist dort an einen Major verheirathet. Es ist ein kleines Fest für mich, wenn sie mich einladet oder zum Besuche zu uns kommt. Sie läßt sich immer von einigen Offizieren begleiten, welche wirklich charmante Leute sind. Man kann sich mit ihnen wenigstens unterhalten."

„Mitunter sollen sie aber auch sehr leichtsinnig sein!"

„Hm! Was kümmert mich das? Wenn ich mich nur amüsire. Kennen Sie den Baron Hackland? Er ist Adjutant des Obersten, der beste Tänzer, kühnste Reiter und liebenswürdigste Gesellschafter von der Welt!"

„Ich kenn' ihn nicht."

„Wie bedaure ich Sie. Ich muß Sie mit ihm bekannt machen. Sobald er wieder nach Waldenthal kommt, müssen Sie mich besuchen — obwohl" — und sie sah Henriette mit einem schelmischen Seitenblicke an — „obwohl es eigentlich eine gefährliche Sache ist; denn Sie sind allzu hübsch . . ."

Henriette erröthete ein wenig — gab aber keine Antwort.

„Wenn ich sage," fuhr Zoë fort, „daß Hackland der liebenswürdigste Gesellschafter ist, so hab' ich damit noch nicht gesagt, daß er auch der Hübscheste unter den Offizieren ist. O, ich kenne viel hübschere, als ihn. Da ist gleich der Oberstlieutenant Graf Willmers. Einen interessanteren Kopf können Sie sich kaum denken. Aber er ist zu ernst. Ich hab' ihn erst Einmal lachen sehen und das war der Fall, als er mit dem Baron Rummelstein zum ersten Male sprach. Dann verdient auch der kleine Lieutenant, Edler von Rohr, Erwähnung. Aber er besitzt zu

wenig Geist. Er bewundert immer nur meine Toilette und das find' ich albern. Sie nicht auch?"

„Wenn Sie wollen, ja!"

„Ich halte zwar etwas auf eine geschmackvolle Toilette. Welches Mädchen wird das nicht? Wie tragen Sie sich am liebsten?"

„Einfach. Wie Sie mich jetzt sehen."

„Ihnen läßt Alles gut. Ich glaube, Sie würde sogar ein Nonnenkleid schmücken."

Zoë wußte nicht, welche Seite sie berührt. Henriettens Unterlippe zitterte sichtbar, bei ihr ein Zeichen innerer Aufregung. Zoë bemerkte es aber doch nicht. Sie hätte noch lange fortgeplaudert, wenn nicht der Graf selbst an der Schwelle der Thüre erschienen wäre und die Mädchen in den Salon zurückgerufen hätte. Dort ging's schon recht lustig her. Es war Champagner servirt worden, und der perlende Wein, mit Recht „flüssige Poesie" genannt, erregte die Herzen und erleuchtete die Köpfe. Der Champagner macht geistreich und witzig. Die Herren überboten sich in lustigen Einfällen, und selbst Philibert, der Anfangs etwas zurückhaltend war, thaute zuletzt auf. — Henriette benutzte einen unbewachten Augenblick und verschwand still. Die Uebrigen trennten sich erst spät in der Nacht und Manche unter ihnen waren nicht wenig „bediadnselt" — um uns des klassischen Ausdrucks von Uhland zu bedienen.

Fünftes Kapitel.

Beratḥungen.

Philibert und die Stolpen saßen am nächsten Morgen in einem Eisenbahnwaggon, um mit dem Frühtrain in die Residenz zu fahren. Die Station lag etwa eine halbe Stunde von Buchenhain entfernt. Die Herren waren schon vor Sonnenaufgang aus den weichen Eiderdaunen gekrochen, da Philibert behauptete, er müsse in die Stadt. Der Morgen war kalt. Edmund zündete eine Cigarre an und hüllte sich in sein Plaid.

„Es ist heidenmäßig frostig!" sagte er.

„Man sieht den Hauch des Mundes als Reif am Barte hängen" — fügte Robert hinzu, indem er sich eine Wärmflasche zurecht rückte.

„So etwas nennen die Leute Sommeranfang!“

„Puh! Puh!“

„Na geht's mal los?“ rief Edmund, als der Kondukteur zum Waggonfenster hereinlugend, höflich um die Karten bat.

„Mir scheint, die Lokomotive ist angefroren“, sagte Robert.

„Endlich! Sie pfeifft schon! Nun, nun — Alles wird langsam, wenn man sich auf's Warten versteht.“

„Hast Du gehört, Philibert?“ Dabei zupfte Robert den schweigsam Dasitzenden und in's Blaue starrenden Grafen. „Hast Du nicht gehört? Diese Rede war auf Dich gemünzt, Gräflein. Alles wird langsam, wenn man sich auf's Warten versteht.“

„Ach, laßt mich!“ sprach Philibert ärgerlich. „Ich bin sehr übel gelaunt.“

„Ei! Ist's nicht genug, daß wir Dir zu Liebe so zeitig schon aufgebrochen sind, ohne uns gehörig ausgeschlafen zu haben? Sollen wir etwa Deine üblen Launen noch obendrein ertragen?“

„Nicht böse sein, Edmund! Du sollst jedoch bedenken, wie fatal für mich der gestrige Tag war“.

„So? Für uns nicht. Wir haben uns ganz wohl unterhalten, nicht wahr, Robert?“

„Sicherlich. Schon die Gesellschaft war es werth, daß wir den Ausflug machten. Das nenn' ich doch die Blüthe des Landadels! Hätt ich Talent zum Lustspieldichter, mit solch' einem Souper, wie das gestrige, müßte mir ein Stück beginnen. Dieser Prahlhans von einem — wie heißt der Kauz, Kröpfli, Kröpfli oder Köpfli? Ja, ja, Köpfli! Dann der betrunkene Galan — ha, ha!“

„Und erst der tiefsinnige Philosoph, der Thalern! Hat er Dir auch seine Ideen entwickelt?“ fragte Edmund.

„Nein! Ich kümmerte mich nicht um ihn, ich unterhielt mich lieber mit seiner Tochter, die gar nicht so übel ist.“

„Sie ist ein Gänschen! Da find' ich die Berlinerin viel amüsanter“.

„Das ist Geschmacksache. Wenn Du aber behauptest, Zoë sei ein Gänschen, so ist das eine Verläumdung. Sie hat nur sehr wenig von einer sogenannten „Landpomeranze“ an sich, höchstens daß sie für Offiziere schwärmt, was sie als ein Landfräulein kennbar macht. Im Uebrigen ist sie nicht ohne Geist und recht schalkisch. Sie gefiel mir!“ —

„Kommt sie denn in die Gesellschaft von Militärs?“

„Es scheint. Sie erzählte mir, daß sie schon öfters in der Umgebung von Waldenthal herumgeritten sei und schilderte bei dieser Gelegenheit ganz sportmäßig ihren hübschen, arabischen Vollblutrenner. Selbst zu Wette geritten sei sie einmal mit einem gewissen Adjutanten Hackland und sei Siegerin geblieben.“

„Natürlich; der wird artig genug gewesen sein, ihr den Vorsprung zu lassen.“

Philibert hatte sich mit keinem Worte in das Gespräch zwischen den Brüdern gemengt. Am Waggonfenster lehnend, hatt' er hinausgesehen auf die vorüberfliegenden, immer von je zwei Telegraphenstangen eingerahmten Landschaftsbilder, hatte die Gluthfünkchen nicht außer Acht gelassen, welche der scharfe Luftzug vorübertrug. Alles hatt' er betrachtet und doch nichts gesehen. Erst als Robert sagte:

„Diese Henriette ist mir ein Räthsel!“ da erwachte Phi-

libert aus seiner Träumerei und horchte, ohne jedoch die Blicke von der bisherigen Richtung abzulenken.

„Wie kommst Du darauf?“ fragte Edmund.

„Das will ich Dir sogleich sagen. Ich habe eben im Stillen einen Vergleich angestellt zwischen Henriette und Zoë. Es ist wirklich merkwürdig, welch' ein gewaltiger Gegensatz zwischen diesen Mädchen besteht.“

„Das ist wahr. Henriette ist eine tief angelegte Natur. Ihr Blick ist nicht so sehr schmachtend, wie ihre Mutter meint, sondern vielmehr, was man sinnend, ernst nennt. Ihr Gesicht ist überaus schön, aber es ist die unnahbare Schönheit einer Madonna oder Heiligen. Ich vermöchte es nicht, ihr eine Flatterie zu sagen. Es schiene mir, wie ein Frevel!“

„Was Du sagst, hat seine Richtigkeit. Ein oberflächlicher Kavalier, der mit den abgedroschenen Artigkeitsformeln an sie herankommt, wird jedenfalls kalt abgewiesen werden. Zoë versteht jede, auch die leichtest hingeworfene Schmeichelei und lächelt so vernünftig — Henriette versteht dergleichen gar nicht.

„Das heißt, sie will es nicht versteh'n.“

„Nein; sie versteht es wirklich nicht. Ich will sagen, ihr Geist ist auf andere Dinge gerichtet; sie schenkt den offenbar kahl und bedeutungslos vorkommenden Phrasen gar keine Aufmerksamkeit.“

Jedes dieser Worte war ein Dolchstich für Philibert. Die Brüder dachten freilich nicht daran, wie sehr sie ihn verletzten. Tags vorher war er vor dem Spiegel gestanden

und hatte sich selbstgefällig betrachtet. Eitel, wie er war, hatte er sich, ein zweiter Narciß, bewundert. Er fand, daß sich unter all den jungen Männern seiner Bekanntschaft eigentlich doch keiner mit ihm messen könne. Dieser zarte, fast durchsichtige Teint, dieses sanfte und doch wieder männlich-feurige Auge, diese feingebogene Nase und der wohlgefügte, mit einem kleinen Stutzerbärtchen versehene Mund — kein Wunder, wenn sich alle Mädchen daran vergafften! Wie schlank und doch kräftig war sein Körper, in schönstem Ebenmaße gebildet, Hand nnd Fuß klein und elegant! Nein — diesen Vorzügen widerstehen zu können? Es war ihm unbegreiflich. Und doch hatte er augenscheinlich auf Henriette nicht den mindesten Eindruck gemacht. Das war zu kränkend. Er wurde ganz wüthend, wenn er an die Zusammenkunft im Garten dachte! „Sie verstellt sich!" meinte er in einem Augenblicke. „Nein, nein! sie liebt mich nicht!" im andern. „Was soll ich thun?" Er war ganz unschlüssig, zum Erstenmale verblüfft in einer solchen Angelegenheit. Nun schien es, nach den Worten der Stolpen zu schließen, daß er sich mit seinen albernen Komplimenten vor Henrietten am Ende gar blamirt habe. Verstand er es denn wirklich nicht mehr, wie man mit einer Dame umzugehen habe? Oder war Henriette wirklich solch' eine Ausnahme aller Ausnahmen? Langsam wendete er seine Blicke don der Landschaft hinweg und richtete sie prüfend auf die Brüder, um zu sehen, ob sie etwa mit Beziehung auf ihn geredet. Aber die rauchten und plauderten so unbefangen fort, daß er von dieser Vermuthung abstand. Mit erzwungener Ruhe fragte er sodann:

„Glaubt ihr denn wirklich, daß ein solcher Unterschied

zwischen zwei Mädchen möglich ist, wie ihr ihn eben zu entwickeln gesucht habt?"

„Gewiß!"

„Sicherlich! Denn er besteht, wie Du Dich wohl selbst überzeugt haben wirst."

„Ich? — Ich habe mich von Nichts überzeugt — denn ich machte keine philologischen Studien, wie ihr! Das aber ist meine Meinung, Mädchen bleibt Mädchen. Was die Eine reizt, gefällt der Andern. Gegen Artigkeiten ist Keine gleichgültig, namentlich wenn sie von den Lippen eines hübschen Mannes kommen. Etwas Anderes ist's, ob sie nicht mitunter absichtlich sich so verhalten, als seien sie gleichgültig! Es kommt sehr auf die geheimen Triebfedern an, die ihre Handlungsweise bestimmen. Jedes Mädchen hat irgend ein Geheimniß — das gar oft ihr Auftreten räthselhaft erscheinen läßt. Darum auf eine ganz außerordentliche und in so jugendlichem Alter unnatürliche Geistestiefe schließen zu wollen, find' ich unstatthaft!"

„Wie Du auf einmal gesprächig bist!" sagte Edmund. „Zuvor würdigtest Du uns kaum einer Antwort. Die marmorne Kälte Henriettens scheint Dich sehr unangenehm berührt zu haben!"

„Spotte nicht! Du weißt ja, daß unsere Väter wünschen, es möchte eine Heirath zwischen mir und Henriette zu Stande kommen. Nun aber muß ich aufrichtig sagen, daß, wie sehr mir unter andern Umständen eine solche Verbindung angenehm wäre, mir jetzt die Sache bedenklich scheint."

„Warum bedenklich? Im Gegentheil, zu einer Frau wie Henriette wäre Dir nur zu gratuliren -- ja, so recht von Herzen gesprochen, ist sie Dir gar nicht zu vergönnen. Du bist so flatterhaft!"

„Ach, lasse das! Tempi passati! Ich bin so stätig, so hingebend geworden; ich habe ein Bußgewand angezogen und mich bekehrt."

„Das glaube Dieser und Jener!"

„Gewiß."

„Gut, angenommen; dann ist aber die Sache schon gar nicht bedenklich. Liebst Du Henrietten wirklich, dann ist auch ihr zu gratuliren, dann gibt's eine Heirath comme il faut."

„Schwerlich!" sagte Philibert traurig.

„So liebt sie Dich nicht?"

Philibert gab keine Antwort. —

Die Residenz war erreicht. Die Freunde verließen den Waggon. „Adieu! Auf Wiedersehn!" — — —

Um dieselbe Zeit befanden sich Baldrians eben beim Frühstück.

„Ich bin sehr unzufrieden mit Dir, Henriette!" sagte der Graf, nachdem er einen Schluck Thee genommen.

„Ja wohl, ich auch!" fügte die Gräfin hinzu.

„Wie warst Du unartig gegen Alle!"

„Wie unfreundlich gegen Delmond!"

„Willst Du Dich etwa dadurch interessant machen, daß Du unsre Freunde so en bagatelle behandelst?"

„Du meinst vielleicht, das sei etwas Apartes! Nicht?"

„Sag mir mal, Töchterchen, was intendirst Du denn eigentlich?"

„Ja, sag' es rund heraus."

„Sie wissen es ja ohnehin, Mama!"

„Die Mama weiß es?" fragte der Graf erstaunt. „Was weißt Du, Sophie?"

„Ich?" antwortete die Gräfin in einiger Verlegenheit. „Ich sollt' es wissen? Was meinst Du damit, Henriette?"

Henriette schwieg. Was sollte sie auch sagen?

„Da steckt ein Geheimniß dahinter!" rief der Graf. „Heraus mit der Sprache, ich befehl' es!"

Henriette sah ihre Mutter mit einem flehenden Blick an. Als die Gräfin sich stellte, als bemerke sie es nicht, sagte Henriette offen:

„Theure Mutter! Täuschen wir den Vater nicht! Was hilft es auch? Er muß es doch erfahren."

„Thörin, wo denkst Du hin?"

„Nun, was gibt's?" schrie der Graf zornig. „Haltet mich nicht zum Besten! Schnell, schnell!"

„Ich habe der Mutter bereits Alles gesagt. Das Uebrige ist ihre Sache."

„Wahnsinnige! So sei es denn! Aber wisse, daß Du Unglück in unser Haus bringst."

„Rede, Sophie! Ich bitte Dich, sag' Alles!" rief der Graf in äußerster Aufregung.

„Du weißt“, hub die Gräfin an, „daß Henriette damals, als ich sie zum ersten Male aus dem Kloster abholen wollte, bat, sie noch acht Tage daselbst zu lassen. Du erlaubtest es, obwohl Du Dich äußertest, Du begriffest diese Grille nicht. Einige Tage darnach erhielt ich einen Brief von ihr, in welchem sie mir anzeigte, daß sie ein Gelübde gethan —“

„Ein Gelübde? Um Himmels willen — doch rede weiter!“

„Ein Gelübde gethan, ihr Leben Gott zu weihen!“

„Unmöglich! Unmöglich!“

„Ja wohl! Hier ist der Brief; lies selbst.“

Der Graf überflog das Schreiben — dann sagte er: „Und was hast Du erwiedert?“

„Ich schrieb ihr, daß sie diese Idee allsogleich aus ihrem Kopfe verbannen müsse; daß wir nie und nimmermehr solch' wahnwitziges Unterfangen gutheißen würden; daß sie ohne Widerrede zurückkehren müsse in's väterliche Haus.“

„Das war gut. Ich füge dem hinzu, daß ich Henriette, wenn sie sich nicht eines Bessern besinnt, verstoße.“

Henriette war bleich geworden, wie eine Leiche. Die Gräfin wollte reden — der Graf aber fiel ihr in's Wort:

„Schweige! Was ich gesagt, hab' ich gesagt! Feierlich sprech' ich es aus: Wenn Henriette auf ihrem Willen besteht, so hört sie auf, meine Tochter zu sein!“ — —

Nachdem er diese harten Worte geredet, stand er auf und verließ das Zimmer. Henriette saß einen Augenblick wie erstarrt da; hierauf, einen Blick voll tiefsten Leid's auf

ihre Mutter werfend, erhob sie sich und wankte in ihr Gemach. Dort warf sie sich laut schluchzend auf die Kniee nieder und rang die zarten Hände. „O meine Ahnung!“ rief sie. „Verwelken werd' ich müssen in der kalten, unbarmherzigen Welt, vergehen wie die Rose, die vom Stamm gerissene. Aber wo sind die wunderbaren Wasser, in denen ich wieder aufleben könnte, wie die Rose von Jericho?“

Spät Abends fand sie die Gräfin noch in derselben Stellung — die sie des Morgens eingenommen. Ihr Auge war starr auf einen Punkt gerichtet — thränenleer schon — ihre Lippen waren ineinander gekniffen, das Antlitz bleich, wie Marmor.

Arme Rose von Jericho!

Sechstes Kapitel.

Das Kirchlein im Walde.

Wochen vergingen, ohne daß die Angelegenheit in Betreff Henriettens in ein neues Stadium trat. Man lebte nebeneinander, scheinbar ruhig, fort. Der Graf war nun gar selten zu Hause — er blieb sogar oft mehrere Tage aus. Die Gräfin empfing Besuche von Damen aus der Umgebung von Buchenhain und vermied, auch wenn sie allein war, mit Henrietten vertraulich zu sprechen. Die Comtesse genoß in Folge dessen wenigstens das negative Glück, unbelästigt ihren Gedanken sich hingeben zu können. Sie hatte schwere Kämpfe bestanden in dieser Zeit. Es gibt keinen noch so festen Entschluß im Leben, den nicht gewisse Umstände zum Wanken bringen könnten. O, sei überzeugt, es kommen Stunden, in denen du dich fragst: „Wär' es denn am Ende nicht doch besser, dich den Verhält=

nissen zu fügen? Wer weiß — doch nein!“ rufst du dann wieder, „nein, es ist unmöglich!“ Aber indem du dies mit Bestimmtheit auszusprechen scheinst, zweifelst du schon wieder. Schwacher Menschengeist, schwaches, armes Menschenherz! —

Wir Männer rühmen uns gewissermaßen der schweren, innern Kämpfe, die wir durchmachen müssen, bis wir jene Höhe ruhiger Umsicht und unangreifbarer Ueberzeugungstreue erreichen, welche doch immer das höchste Ziel unserer Ausbildung bleiben wird! Wir sind der Meinung, das mehr dem Instinkte gehorchende, sensitivere aber weniger denkende Weib bleibe von dergleichen Kämpfen entweder ganz oder doch theilweise verschont! Täuschen wir uns nicht! Das geistige Ringen des Weibes dringt nur nicht so hervor, weil es überhaupt eine Eigenthümlichkeit des schwächeren Geschlechtes ist, seine geheimsten Gedanken und Gefühle zu verbergen, statt sie, wie der Mann, preiszugeben. Gar Mancher mag lange Jahre neben einer geliebten Frau gelebt haben, und hat doch nicht im Herzen derselben gelesen. Sie war darum nicht treulos — sie bewahrte nur, was man nicht von ihr begehrte. Welche Kämpfe mögen oft die Seele eines Mädchens durchtoben — und doch zeigt das Antlitz keine merkbare Veränderung. Die gerunzelte Stirne, das düstere Auge, die übereinander gezwängten Lippen des Mannes — nein! selbst im Schmerz und Streit denkt das Weib daran, den Augen der theilnahmslosen Welt nicht Gelegenheit zu geben, in verzerrten Mienen zu lesen, was in der Seele vorgeht. Wer wollte es darum schmähen? — —

Henriette durchwachte manche lange Nacht in Thränen und Gebet. Ach! Und es gab Momente, in denen sie selbst das Gebet nicht so beseligte, wie sonst! Ihr Herz schien dann

zu erkalten und jener überaus süße Frieden, der einst dasselbe beglückte, wollte weichen. „Gott! Gott!" schluchzte sie dann, „willst Du mich ganz verlassen? Willst Du nichts mehr für Dein bejammernswerthes Kind thun? Hast mich einst zu Dir emporgezogen und in holder Extase schien ich schon an die Stufen Deines Thrones entrückt, glaubte ich schon vorzuempfinden die Seligkeit des Anschauens Deiner Herrlichkeit! Verstoßest Du mich nun — willst Du mich nicht als Deine Dir ergebene Dienerin, als Dir geweihte und geheiligte Jungfrau? Muß ich wirklich in der Welt verschmachten? O verlaß mich, verlaß mich nicht!" Welch ein Zwiespalt war in ihr Dasein gekommen! Welch ein Widerspruch machte sich in ihrem Innern geltend. Hier der klar vorgezeichnete Beruf — dort der Fluch des Vaters! Es war zu viel für ein Mädchenherz! —

Seit einiger Zeit wagte die Comtesse einsame Spaziergänge auch außerhalb der Einfriedigung des Parkes. In der „Henriettens Ruhe" berührenden Mauer befand sich ein Pförtlein, welches manchmal offen stand. Schritt man durch dasselbe, so gelangte man auf eine Waldwiese und dann in den dichten Forst. Am Eingange desselben stand die ärmliche Hütte eines Holzfällers. Als die Comtesse einmal vorbeischritt, wurde sie von einem der Kinder des Arbeiters angebettelt. Die Kleine war ein hübsches, blondlockiges, blauäugiges Mädchen und hatte nichts von jener „Betteldressur", die man jetzt so oft findet, an sich. Henriette fragte das Kind um seinen Namen, sein Alter und ließ es das „Vater unser" beten. Indeß erschien eine kümmerlich aussehende Frau an der Schwelle.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte sie.

„In Ewigkeit!" erwiderte Henriette.

„Das gnädige Fräulein sind so gütig, mit meiner kleinen „Anna“ zu reden. Mein Gott, ’s ist ein recht armes Närrchen!“

„Warum denn?“

„Weil ich nicht weiß, wozu uns der liebe Gott das Kind noch geschenkt hat! Können wir doch kaum unsern Ersten, den „Friedel“ ernähren, obwohl er dem Vater schon bei der Arbeit hilft.“

„Seid Ihr denn gar so arm?“

„Ei freilich! Und jetzt erst, gnädiges Fräulein! da „mein Alter“ krank darnieder liegt! Ja, könnt’ ich nur zur Mutter Gottes Maria am Steg gehen und um ihre Fürbitte fleh’n — aber ich darf das Haus nicht verlassen.“

„Maria am Steg? Wo ist das, Frau?“

„O, gar nicht weit! Etwa ein Stündchen von hier. Wissen Sie das nicht?“

„Nein; ich habe nie davon gehört!“

„Es ist wohl nur unter uns armen Leuten bekannt. Die heilige Mutter Gottes hilft allen, die einen schweren Kummer am Herzen haben. Ach, gnädiges Fräulein, Sie brauchen wohl auch diese Hülfe?“

„Woraus schließen Sie das?“ fragte die Comtesse etwas erregt.

„Das gnädige Fräulein ist so blaß und sieht so traurig aus. Sie sind wohl unglücklich?“

„Sie können Recht haben, liebe Frau! Doch zeigen Sie mir einmal den Weg nach „Maria am Steg.““

„Ich kann Sie leider nicht hinführen; aber Friedel soll Sie begleiten, wenn Sie hingehen wollen. Der Weg ist freilich ein wenig beschwerlich!“

„Das thut nichts!“

„Nun dann bitt' ich das gnädige Fräulein auch für mich zu beten. He, Friedel!!“

„Ja, Mutter!“

„Komme schnell und führe die Dame zum Waldkirchlein, weißt Du?“

Ein etwa zehnjähriger Junge erschien, armselig, aber nicht zerlumpt gekleidet. Er nahm ehrerbietig seinen breitkrämpigen Strohhut ab und ging voraus. Henriette folgte ihm.

„Ich will Ihnen schon dankbar sein!“ sagte sie noch im Weggeh'n zur Frau, „und wenn ich Ihnen helfen kann, so werd' ich es thun. Auch beten werd' ich für Sie — und mich!“

„Vergelt's Gott! Vergelt's Gott!“

Nach wenig Schritten waren Henriette und ihr kleiner Führer schon im Forst. Die schweigende Nacht des Waldes übte einen besänftigenden Zauber auf Henriettens Herz. Alles stand in schönster Blüthe. Der Saum zu beiden Seiten des schmalen Pfades war dicht mit Blumen bewachsen, von denen Henriette mitunter eine pflückte. Summende Käfer und buntfarbige Schmetterlinge flatterten zuweilen über den Weg. Von Zeit zu Zeit hörte man den Schlag eines Waldvögeleins oder leises Rauschen in den Baumwipfeln. Nachdem die Beiden etwa ein halbes Stündchen gewandert, veränderte sich der Charakter des Forstes. Es ging wieder aufwärts. Der Weg ward steiniger und große, moosbedeckte Felstrümmer wurden in

immer größerer Menge zwischen dem üppigen Farrenkraut und den düstern Föhren sichtbar. Bald vernahm das Ohr ein Brausen und die feuchtere Luft verrieth die Nähe eines Gießbaches, der nun schon auch erreicht war. Ein schwankender Steg führte darüber hin. Henriette ging nicht ohne Angst auf den schlüpfrigen Balken — doch ward auch dieses überwunden.

„Da sind wir!" rief Friedel, als sie jenseits des Baches eine kleine Waldwiese erreicht hatten.

Henriette gewahrte am Ende der Wiese ein von den Waldbäumen überschattetes Kirchlein. Es schien, als hätte die Natur dieses stille Heiligthum in ihren Schutz genommen. Ein eigenthümliches Gefühl frommen Schauders erfaßte das Mädchen, als es in das Kirchlein eintrat. Ein wie von unsichtbaren Händen mit frischen Waldesblumen geschmücktes Muttergottesbild thronte über dem kleinen Altare. Henriette legte auch ihr Sträußchen hin und kniete dann nieder auf den steinernen Stufen, indeß Friedel, weiter rückwärts stehend, wartete, bis die Comtesse ihr Gebet verrichtet.

Dann traten Beide den Rückweg an und gelangten wieder zur Hütte des Holzschlägers, ohne auch nur Einer Seele begegnet zu sein.

Seit dieser Zeit wandelte Henriette öfters zum Kirchlein im Walde. Nie ging sie an der Hütte der Armuth vorüber, ohne einzusprechen, Arznei, Speisen oder sonstige Unterstützung bringend, was ihr eben möglich war, aufzutreiben.

„Nicht wahr, das Kirchlein ist Ihnen recht lieb geworden, gnädiges Fräulein?" fragte einstmals die Frau des Holzschlägers.

„O recht, recht vom Herzen lieb. Mir ist immer leichter um's Herz, wenn ich dort gewesen."

„Ja, die Mutter Gottes Maria am Steg ist eine recht wunderthätige Mutter. Hat sie doch auch uns geholfen und in Ihnen einen Engel in unsere arme Hütte gesendet, der uns wohlthätig zur Seite steht. Sie wird auch Sie von Ihrem Kummer erlösen, liebes, herzensgutes, gnädiges Fräulein!"

Henriette richtete einen von Thränen feuchten Blick zum Himmel. „Ich will auf sie vertrauen," sagte sie leise.

Siebentes Kapitel.

Das Heirathsprojekt.

Die Mutter Gottes am Steg hatte Henrietten's Herz von jedem Zweifel befreit. Es gab für sie nun wohl eine widerstrebende äußere Welt – aber in ihrer Seele lebte nur Ein Entschluß. Ein Gedanke beherrschte sie hinfort bis an ihr Ende. Diese Sicherheit verlieh ihrem Antlitze einen eigenthümlichen Zug von Verklärung — aus ihrem Auge strahlte jene Begeisterung, die von Oben kommt.

Der Graf Baldrian jedoch verfolgte seit einiger Zeit wieder heftiger seine Pläne hinsichtlich einer Heirath zwischen Henriette und dem jungen Delmond. Ganz und gar von weltlicher Gesinnung durchdrungen, war es ihm unmöglich, zu begreifen,

wie ein junges, schönes Mädchen dem Verlangen, geheirathet zu werden, sollte widerstehen können, war es ihm etwas Undenkbares, daß man aus Beruf dem Welt- und Liebesleben entsagen könnte, um in der Stille eines Klosters Gott allein zu dienen. Er bemitleidete jene armen Opfer „der Bethörung, des Leichtsinns, der Nahrungssorgen oder unglücklicher Liebe", die ihr Leid hinter „düstern Klostermauern" verbergen müßten. Höhere Motive gab es für ihn nicht. Darum hielt er sich nicht nur für berechtigt, sondern auch verpflichtet, seine Tochter von solch einem Schritte abzuhalten. Seiner Anschauung nach mußte er Henrietten zu ihrem „Glücke" zwingen. Er hielt sich für überzeugt, daß sie bald ihren „kindischen Phantasmen", wie er ihre Pläne benannte, entsagen und dem Vater von Herzen dankbar sein würde, der für sie gesorgt und statt ihrer in die Zukunft geschaut. Er war ziemlich aufgebracht über die Gräfin Sophie, daß sie, die ohnehin das Vergehen, „Jettchen zu den Nonnen gebracht zu haben", gut zu machen habe, nicht im Stande sei, in der Comtesse einen Umschwung der Gesinnung herbeizuführen. Da er ihr wieder einmal darüber Vorwürfe gemacht, sagte sie:

„Mein lieber Gatte! Du schmähst mich ungerechter Weise. Wie viele Eltern bringen ihre Kinder in klösterliche Erziehungsinstitute, namentlich adelige, da dies jetzt Mode ist. Nach Deiner Theorie müßten alle in Klöstern erzogenen Mädchen Nonnen werden! Es findet aber gerade das Gegentheil statt. Es ist eine gar seltene Ausnahme, daß ein Institutsfräulein im Kloster bleibt. Wenn Henriette zu diesen Ausnahmen gehören sollte, was ich übrigens nicht glaube, was kann ich dafür?"

Diese Erklärung beruhigte den Grafen einigermaßen.

„So bist Du nicht der Meinung, daß das Mädchen auf seinem unglückseligen Wunsche bestehen werde?"

„Durchaus nicht. Sie ist jetzt schon viel ruhiger und besonnener. Bald wird sie ganz „kurirt" sein!"

„Das wäre schön; doch Du bist so schwach, Sophie! Du solltest mit viel größerer Energie auftreten."

„Ich liebe meine Kinder!"

„Ich nicht? Aber ich muß auch auf ihre Zukunft denken und sie nicht bloß lieben. Was hast Du denn ausgerichtet hinsichtlich des Heirathsprojektes?"

Die Gräfin zuckte mit der Achsel.

„Nichts? Das ist wenig. Will sie gar nichts vom Heirathen hören?"

„Das weiß ich nicht."

„Also ist sie bloß mit der Person ihres Künftigen nicht zufrieden?"

„Es scheint. — Ich täuschte mich anfangs und meinte, es sei ihre Kälte nur verkappte Schüchternheit, allein von Tag zu Tag erkenn' ich deutlicher, daß sie Philibert nicht liebt."

„Halt! Jetzt fällt mir Etwas ein!" rief der Graf. „Schnell! Schnell! Henriette soll allsogleich hieher kommen."

Die Gräfin schellte. Ein Diener erschien. Nachdem dieser den Auftrag erhalten, die Comtesse herbeizurufen, wandelte der Graf schweigend im Zimmer auf und nieder, indeß die Gräfin in einem Photographien-Album blätterte. Nach einer Weile erschien der Lakai und meldete, die Comtesse sei nicht zu Hause.

„Nicht zu Hause? Wo ist sie?"

„Sie wird wohl im Garten sein!" meinte die Gräfin.

„Nein, Ew. Gnaden!“ sagte der Diener. „Wir haben bereits nachgesehen. Die Comtesse ist fortgegangen.“

„Fortgegangen? Ja, wohin denn?“

„Das wissen wir nicht, Ew. Gnaden! Aber wir sehen sie öfters das Schloß verlassen. Sie geht meist dem Walde zu.“

„So? Weißt Du darum, Sophie?“

„Nein. Ich weiß nur, daß sie einsame Spaziergänge liebt — und so wird sie wohl mitunter in dem Walde ein wenig promeniren. Das hängt mit ihren romantischen Neigungen zusammen.“

Die Gräfin warf bei diesen Worten einen Blick zum Fenster hinaus.

„Ach, da kommt sie ja!“

Bald erschien nun die Comtesse und fragte, was der Papa befehle.

„Vor Allem sage mir, Jettchen! wo Du gewesen bist?“

„Im Walde, Papa!“

„Allein?“

„Ja!“

„Was machst Du allein im Walde?“

„Es befindet sich ein Kirchlein daselbst, in welchem ich so gerne bete.“

„Schon wieder diese Frömmeleien! Wirst Du denn gar nicht vernünftig werden?“

Henriette blickte den Vater tief ernst an.

„Willst Du mir auch das Beten verbieten, Papa?“

„Nicht doch!“ erwiderte der Graf einigermaßen betroffen. „Aber die leidige Romantik dabei! Bete immerhin, mein

Kind! Aber versäume darüber nicht, eine gehorsame Tochter zu sein."

„Was willst Du, daß ich thue?"

„Nicht sclavisch sollst Du mir gehorchen, Jettchen! Du weißt ja doch, daß ich Dich liebe und nur Dein Bestes will. Das sollst Du auch erkennen und diesen passiven Widerstand aufgeben. Bei Gott, mir wurd' es schwer genug, Dir jene Alternative zu stellen, über welche Du gar so bestürzt warst. Aber die Sache ist so schlimm nicht gewesen! Siehst Du, nun ist's überwunden. Vom Kloster ist keine Rede mehr, nicht wahr, nein?"

Er zog Henriette an sich und küßte sie auf die Stirne. Sie ließ es schweigend geschehen. Der Graf fuhr dann fort:

„Du weißt, mein gutes Töchterchen! es war immer eine Lieblingsidee von mir, die Familien Baldrian und Delmond mitsammen zu verbinden. Ich und Delmond Vater haben daher beschlossen, daß Du und Philibert ein Paar werden sollt. Philibert liebt Dich überdies, Jettchen, es ist also gar nichts weiter erforderlich, als Dein „Ja!" Willst Du es geben, mein Jettchen?"

„Nein, Papa!"

Der Graf sah sie eine Weile an. Die Bestimmtheit von Henriettens Antwort ließ nichts zu erwarten übrig. Dann sagte er, mit schmerzlicher Zurückhaltung:

„Und warum nicht, meine Tochter?"

„Ich liebe ihn nicht."

„Aha! Das führt mich auf meinen Gedanken. Du liebst also einen Andern? Du schweigst? Ja, so ist's. Ich kenne das. Jedes Mädchen hat so ein Jugendideal. Vielleicht schon, da

Du noch im Kloster warst, trugst Du ein Bild in Deinem Herzen? Diesen, sagtest Du, oder Keinen? Er ist vielleicht ferne! Du weißt etwa gar nicht, wer er ist! Aber auf ihn willst Du warten oder lieber gar nicht heirathen? Nicht wahr, ich hab' es errathen?"

„Zum Theile, Papa!"

„Also doch? Du liebst einen Andern?"

„Ja!"

„Kennst Du ihn? Wer ist er?"

„Willst Du es durchaus wissen?"

„Ja wohl!"

Henriette zog ein Medaillon aus dem Busen. Sie zeigte es dem Grafen.

„Hinweg! Aus meinen Augen!" schrie der Vater.

Henriette hatte ihm ein Christusbild gezeigt.

Achtes Kapitel.

Der Ball.

„Ball in Waldenthal!"

„So? In Waldenthal?"

„Ja! Von Thalern hat uns geladen! Wir müssen Alle erscheinen! Mache Dich bereit."

„Muß ich mit, Mama?"

„Freilich! Von Thalern erwähnte Deiner ausdrücklich. Auch Zoë freut sich unendlich, Dich zu sehn."

„Wenn ich aber lieber zu Hause bleibe?"

„Umsonst! Der Vater befiehlt es."

„Das ist etwas Andres. Ich werde gehen." —

Zur bestimmten Stunde war Henriette im Ballanzuge — freilich so einfach, als nur möglich. Ein weißes Kleid war Alles und eine Rose im Haar. Eine Rose von Jericho? —

Der Wagen fuhr vor. Der Graf, die Gräfin und Henriette stiegen ein.

„Vorwärts!“

Eine schöne, englische Allee begann ungefähr eine Viertelstunde Wegs vor Waldenthal. Auf der sorgfältig gebauten Straße fuhr man wie auf einem Parquetboden dahin. Kaum lenkte die Equipage in die Allee ein, als sie von einer berittenen Schaar umrungen ward; Zoë, von mehren Offizieren begleitet, war den Baldrian's entgegengeritten, um dieselben einzuholen. Die glänzenden Uniformen der Offiziere hoben sich malerisch von dem schwarzen Reiteranzuge Zoë's ab, die ihren Hut schwenkte und lachend in den Wagen hineingrüßte.

„Das ist charmant, Comtesse!“ rief sie Henrietten zu und reichte ihr die mit langem Stolphandschuh bedeckte Hand. „Wir wollen uns heute einmal recht nach Herzenslust unterhalten. Diese Herren hier“ — sie deutete auf die Offiziere — „müssen versprechen, so liebenswürdig und geistreich zu sein, als nur immer möglich!“

Die Offiziere salutirten.

„Was das Erste betrifft“, sagte einer von ihnen, dessen Schärpe den Adjutanten erkennen ließ, „so wollen wir unsern Mann stellen; was das Zweite betrifft, werden wir den Damen gegenüber wohl den Kürzern ziehen müssen.“

„Schämen Sie sich nicht, Hackland? Ein so edler Ritter wie Sie muß überall Sieger bleiben.“

Damit streifte Zoë Hackland's Pferd leicht mit der Reitgerte, daß sich das feurige Thier bäumte und der Offizier kaum schnell genug den Zügel spannen konnte.

„Sie sehen, Damen gegenüber bin ich ein schlechter Kämpfer!“ rief er. Dann ging's im Galopp vorwärts. Nach wenigen Minuten war das Schloß erreicht.

Die Gäste wurden zuerst in den Speisesaal geführt, um eine kleine Erfrischung einzunehmen. Dann begaben sich Alle in den Unterhaltungssalon. Von Thalern war überaus erfreut, daß Henriette mitgekommen und in einem günstigen Augenblicke flüsterte er ihr in's Ohr: „Wissen Sie, daß ich die heutige Unterhaltung eigentlich Ihnen zu Ehren veranstaltet habe? Sie sind die Königin des Festes.“ Dann sprang Zoë herbei und Henriette beim Arme fassend, sagte sie: „Die Comtesse gehört für heute vorzugsweise mir, verstanden, Papa?“

„Das ist Usurpation, meine Tochter!“ erwiderte der Ritter. Man wird Dich schwerlich im ruhigen Besitze dieser Eroberung lassen!“

Inzwischen begann die Musik fröhliche Tanzweisen und jene eigenthümliche Empfindung, welche zum taktgemäßen Springen und Hüpfen anregt, durchzuckte die Beine der Anwesenden. Es ordnete sich Paar um Paar; nur Henriette wollte nicht tanzen. Hackland hatte seinen ganzen Vorrath von galanten Bitten schon erschöpft — es half Alles nichts; die Comtesse behauptete, am Tanze nie Gefallen gefunden zu haben. „Unterstützen Sie mich, Baronesse!“ rief er der bereits engagirten Zoë zu, „ich bin zu Ende!“ Aber auch Zoë's lachender Zuruf: „Was? Nicht tanzen? Was haben Sie dann in Ihrem abscheulichen Kloster gelernt, wenn Sie nicht einmal tanzen wollen?“ half nichts. So mußte wenigstens vor der Hand die erste Tour ohne die Comtesse abgetanzt werden.

Henriette saß indeß in der Ecke eines Divans und sah träumerisch zur Decke des Saales empor.

„Warum tanzest Du nicht!“ ließ sich plötzlich die Stimme des Grafen vernehmen, der von einem Spieltische im Nebenzimmer sich erhoben hatte und auf einen Augenblick im Tanzsaal erschienen war.

„Lieber Papa! Ich habe keine Lust dazu.“

„Narrenspossen! Ein Mädchen von sechszehn Jahren und keine Lust zum Tanzen? Hat man so was je gesehen? Was sagt Mama dazu?“

„Du siehst Papa!“ erwiderte Henriette lächelnd, „sie vertritt meine Stelle dort.“

Der Graf sah nach dem bezeichneten Orte und gewahrte seine Gemahlin, welche eben eifrig bemüht war, ein Damensolo mit Ehren zu Ende zu bringen. Er lachte, doch bald nahm er wieder eine ernste Miene an und sagte:

„Auf Jettchen! Dem Beispiele der Mutter gefolgt!“

„Ich bitte Dich, Papa! Verschone mich!“

„Nein, Du wirst tanzen!“

Henriette faltete die Hände: „Papa!“ sagte sie mit flehendem Ausdruck.

Indessen war der Tanz zu Ende. Die Gräfin Sophie kam, mit ihrem Fächer sich Luft, viel Luft zuwedelnd, heran und nachdem sie einigermaßen zu Athem gelangt, machte sie ihrer Tochter Vorwürfe, daß sie Hackland einen Korb gegeben. „Er ist der liebenswürdigste Offizier von der Welt. So artig, so bescheiden und doch so nobel! Eine Tour wenigstens mußt Du mit ihm tanzen!“

„Ja wohl!" widerholte der Graf. „Du mußt! Ich will es."

Damit begab er sich wieder an den Spieltisch. Bald hatte sich Zoë zu Henriette gesetzt und nun bildete sich ein Kreis von Herren um die beiden Damen. Zoë war ihnen, wie man zu sagen pflegt, nichts so Seltsames mehr, daher wendeten sie den größten Theil ihrer Aufmerksamkeiten Henrietten zu. Sie überschütteten dieselbe förmlich mit Artigkeiten. Nur Hackland hielt sich zurück. Er schien gekränkt. Henriette warf Einmal einen ganz flüchtigen Blick auf ihn — da traf sie gerade der seinige.

Ein Strahl innigster Theilnahme mit etwas Bitterkeit vermischt schien aus dem sprechend schönen Auge dieses Mannes hervorzuschießen. War es nicht ein verstrickender Zauber, der das arme Vögelein in seine Kreise zu bannen suchte? Schien es nicht, als wollte der schöne Soldat alle Verlockungen, alle Verheißungen in diesen Einen Blick hineinlegen, auf daß er zur Klippe werde, an der des holden Mädchens — ach sie war ja doch ein Mädchen! — Festigkeit und Unnahbarkeit scheitere? Und ward es nicht sichtbar, daß Henriette erbebte, daß sie erröthete, daß sie die Augen zu Boden schlug? Und hätte am End' ein aufmerksamer Beobachter nicht jenes, ihr so eigenthümliche Zeichen innerer Erregtheit, das Zittern der Unterlippe bemerken können? — —

Die Musik lud wieder zum Tanze. Wieder ordneten sich die Paare. Wieder nahte Hackland der Comtesse.

„Werden Sie mich abermals abweisen?"

In nicht geringer Verlegenheit blickte Henriette umher.

Ihr Blick fiel auf die Gräfin und diese winkte mit dem Kopfe. Das Wort des Vaters: „Du mußt! Ich will es!“ hallte in ihren Ohren — vor ihren Augen begann es zu schimmern — heftig schlug ihr Herz. Sie ergriff den dargebotenen Arm des Offiziers, der mit freudestrahlenden Blicken, stolz auf seinen Sieg, seine Dame den Tanzkolonnen zuführen wollte — — da begann Henriette am ganzen Leibe zu zittern, Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz, die Augen schlossen sich — sie fiel in Ohnmacht.

Die Tanzlustigen verließen sogleich ihre Plätze und umringten die einige Minuten wie todt Daliegende. Man hielt ihr Kölner Wasser entgegen und benetzte die Schläfen. Sie schlug die Augen auf und sah umher, wie eine von langem Schlaf Erwachende. Die wenigen Augenblicke — sie schienen ihr eben so viele Jahre gewesen zu sein. Man bedauerte die Comtesse. Die Hitze des Saales, das schnelle Fahren und andre Dinge gab man als Ursachen des Unfalles an.

„Wie ist Dir, mein Kind?“ fragte die Gräfin.

„Mir ist schon wohl, Mama! Doch etwas frische Luft möcht' ich athmen! Komm', gehen wir ein wenig in den Garten!“

„Wie Du willst!“

„Ich geh' auch mit!“ rief Zoë.

„Wir gehen Alle mit!“ hallt' es im Chore von Seite der Herren.

„Nein, nein! Ich bitte recht sehr, sich nicht stören zu lassen!“ sagte die Gräfin — „wir kommen bald wieder. Die Sache ist ja von keiner Bedeutung!“

Und sie gingen, Mutter und Tochter, während die übrigen Gäste im Saale blieben. Bald kehrte die Gräfin allein zurück. Henriette hatt' es ihr abgeschmeichelt, sie im Garten, der völlig einsam war, zu lassen. Dort saß das Mädchen auf einer Bank und, die würzige Abendluft einathmend, versank es in sein gewöhnliches Sinnen. Schon begannen die Schatten sich zu verlängern und allmälig hüllte Dunkel der Nacht den Park ein. Vom Schlosse her tönten wieder die Klänge der Musik und die Lichter blitzten aus den hohen Fenstern zwischen den Baumwipfeln durch. Da vernahm die Comtesse nahende Schritte und Sporengeklirr. Eh' sie sich erheben konnte, stand Hackland vor ihr.

„Endlich find' ich Sie, Comtesse! Den ganzen Garten durchlief ich wie ein Rasender!"

„Wozu bemühten Sie sich? Es war nicht nöthig."

„O, Ihre eisigen Worte sollen mich nicht mehr erschrecken, auf Kavaliers-Parole! Wie dank' ich dem Schicksal, daß ich wenigstens einige Augenblicke mit Ihnen allein sein kann. In wenig Minuten wird die Gesellschaft hier sein. Man vermißt Sie überall."

„So will ich ihnen die Müh' ersparen, mich zu suchen!" Henriette erhob sich.

„Bleiben Sie, Comtesse! Ich bitte, ich beschwöre Sie! Nur Ein Wort erlauben Sie mir."

„Mein Herr! Ich bitte Sie auch, mich nicht mit Dingen zu behelligen, die für mich unmöglich irgend ein Interesse haben können".

„Nein, nein! So kommen Sie mir nicht los, Comtesse!

Nennen Sie mich unartig, nennen Sie mich abscheulich — ich will es ertragen, aber hören Sie mich an!“

Er hatte Henrietten's Hand mit den Fingerspitzen berührt. Sie zog die Hand schnell zurück — im selben Augenblicke jedoch ergriff er dieselbe und führte sie an seine glühenden Lippen.

„Unwiderstehliches Mädchen!“ flüsterte er, „um so unwiderstehlicher, je zurückhaltender, ja je abstoßender Sie sind. Ist die Baronesse von Thalern nicht schön, liebenswürdig, geistreich? Aber was ist sie neben Ihnen? Ein neben der strahlenden Sonne verschwindender Planet. Ach, Comtesse! Ihr Auge scheint so kalt in die Welt zu blicken und doch entzündet es ein süßes Feuer in jedem Herzen! Sie sprechen so wenig und doch ahnt man, daß dieses düstre Schweigen den größten Geistesreichthum verbirgt. O Henriette, Sie sind ein wunderbares Wesen! Ich bin ganz und gar bezaubert — ich bin, wenn Sie wollen, Ihr Diener, Ihr Sklave, Ihr — —“

„Es ist genug! Lassen Sie mich!“

„Henriette, ich liebe Sie!“

„Verzichten Sie! Sie würden hoffnungslos lieben!“ — —

„Ach, da sind Sie ja!“ scholl im selben Momente Zoë's glockenhelle Stimme durch das Dickicht. „Sie Nachtwandlerin! Ei — und — Hackland?“

Der Adjutant, in äußerster Verlegenheit, suchte gleichwohl den Ton der Gleichgültigkeit anzunehmen, als er sagte: „Ich war so glücklich, meine spröde Tänzerin zuerst aufzufinden. Eben wollt' ich sie in's Schloß begleiten“.

„So?“ sprach Zoë sehr gedehnt. Indeß waren auch

der Graf und die Gräfin, von Thalern und mehre Offiziere gekommen. Man ging scherzend und lachend in's Schloß zurück, wo ein feines Souper alle Gäste vereinigte.

Spät in der Nacht fuhren Baldrian's nach Buchenhain zurück. Zoë war beim Abschiede viel kälter als beim Empfange. Auch Hackland verneigte sich stumm vor der Comtesse. Nur von Thalern rief lustig: „Adieu! Auf baldiges, frohes Wiedersehen! Und keine Ohnmacht mehr, Comteßchen!“

Neuntes Kapitel.

Neue Konflikte.

Schon war Alles still geworden in Buchenhain und so viele Menschen in dem Schlosse lebten, so vieler Müden Augen hatten sich geschlossen, von des Schlummergottes milder Hand berührt. Alle Lichter waren erloschen und schwarze Schatten lagerten sich über das Gebäude hin. Nur in dem nach dem Parke führenden Theile des Schlosses war noch Ein Licht, ein einziges zu bemerken — ein sanfter Strahl, der zwischen den dunkeln Aesten der Bäume verzitterte. Er kam aus dem Gemache Henriettens.

Sie war noch wach – sie allein. –

Die Sache wird nun wohl romantisch, denk' ich. Nicht? Hörst Du nicht, wie es zwischen den Bäumen im Parke raschelt, als schleiche Jemand leise heran? Und siehst Du

nicht den Schatten eines Mannes an der von dem Lichtstrahl matt beleuchteten Wand? Ist's etwa doch Hackland, der so spät in der Nacht hergeritten von Waldenthal, eines freundlichen Wortes harrt, nach einem süßen Blicke schmachtet? Die Nacht ist keines Menschen Freund — aber die Liebenden beschützt und verbirgt sie; denn Liebende sind ja keine Menschen, sie sind — mehr!! Ist's denn Hackland, dessen Blick Henrietten so tief in die Seele drang? Hat nun doch jenes seltsame Gefühl, das in unbewachtem Momente den Menschen erfaßt, die frommen Regungen in Henriettens Herzen überwunden? Ist sie ungetreu geworden ihrem Gelübde, unfolgsam dem heiligen Rufe, den sie so oft und so deutlich schon vernahm? Ist die Rose von Jericho eine Rose von Schiras geworden?

Ist am Ende doch Hackland in der Nähe, Liebeswort auf den Lippen, Liebesgluth im Herzen?

Vielleicht!! —

Und klirrt nun nicht das Fenster? Erscheint nicht die holde Gestalt an demselben und neigt sich heraus und nickt mit dem von dunkeln Locken umrahmten Köpfchen? Durchdringt ihr sehnsuchtsvolles Auge nicht das Dunkel, auf daß es sehe den Geliebten? Will Henriette nicht, eine zweite Julie, ihren Romeo begrüßen in stiller Nacht und ihm zulächeln mit dem süßesten Lächeln? — —

Nein. —

Auf ihren Knieen liegt sie und ihre Hände hält sie flehend zum Heiland empor und zitternd flüstern ihre Lippen:

„Mein süßer Jesus! Mein Herr und Messias! Bräutigam Du meiner Seele! Vergib dem armen Kinde, das einen

Augenblick, einen Einzigen, schwach gewesen und sein Auge ruhen ließ auf dem verführerischen Antlitze eines Mannes. Ach, ein Herz, das Dir ganz gehören soll, muß auch, entfernt von den Lockungen der Welt, ungestört für Dich allein schlagen können. Trotz aller Wachsamkeit könnte sich sonst doch der Feind einschleichen und es verderben! Ich habe gekämpft, ich habe gesiegt! Aber, Herr, ich habe gekämpft! Ich dachte nicht, daß dies jemals nöthig sein würde. O nimm mich in Deinen heiligen Schutz, daß hinfür mein Auge nichts mehr sehe, was meiner Seele gefährlich werden könnte! Schütze, o schütze mich vor der Verführung, vor dem Lockrufe der Welt! Und Du, meine heilige Mutter, reine Gottesmagd Maria, laß Deiner Fürbitte mich empfohlen sein, sei mein Hort in der Stunde der Trübsal und des Schmerzes. Willst Du nicht, daß ich Deinem ewigen Sohne diene in der Zurückgezogenheit heiligen Asyls, so laß meinen Körper dahinschwinden, laß mich sterben, damit ich lebe im Herrn! Wie gerne stürb' ich, ach, wie gerne! Der Tod wäre mir Erlösung. Erlösung! Erlösung! — —"

Vielleicht war es ein ahnungsvolles Gefühl, welches sie an das Hinschwinden des Leibes und an die Erlösung durch den Tod denken ließ! Sie welkte in der That, wenn auch nur sehr allmählig, dahin. Immer blässer wurde ihr Antlitz — von Woche zu Woche wurde ihre ohnedies zarte Gestalt schmächtiger und ernstliche Besorgnisse um ihre Gesundheit machten sich in ihrer Umgebung geltend. Henriette aber behauptete, ganz gesund zu sein. — Ihre Eltern hielten nun öfter geheime Zusammenkünfte, in denen sie über Henriette sich besprachen. Es mußte irgend ein Umschwung in ihren An-

schauungen eingetreten sein, denn sie gaben den Plan auf, Henriette mit Philibert zu vermählen, der seit Wochen schon nicht in Buchenhain gesehen worden. Zwar hatte er versprochen, zu kommen und einige Briefe an die Gräfin Sophie geschrieben — aber er erschien nicht und seit dem Balle in Waldenthal blieben auch die Briefe aus. Er hatte wahrscheinlich von gewissen Dingen vernommen, die man in Waldenthal wie unläugbare Thatsachen behandelte. Diese Dinge blieben nun natürlich auch den Baldrians nicht verborgen und darauf — so schien es wenigstens — gründeten sie ihre neuen Pläne hinsichtlich Henriettens.

Was waren das für Dinge?

Wir wissen, daß Zoë's kalter Abschiedsgruß an jenem Abend auffallend gegen den herzlichen Willkomm abstach. Was war der Grund hievon? Hackland war der erklärte Verehrer Zoë's bis jetzt gewesen und man war allgemein der Ansicht, daß er die Baronesse heirathen werde. Nun machte er der Comtesse Henriette in sehr auffallender Weise den Hof, schon im Saale, unter den Augen Zoë's. Er vergaß hierüber ganz, Zoë wenigstens für einen Tanz zu engagiren. Als Henriette aus der Ohnmacht erwacht und in den Garten gegangen, zog sich auch Hackland von der Unterhaltung zurück und verschwand bald gänzlich aus dem Salon. Hierauf fand ihn Zoë, wie er ganz allein neben Henriette im Garten stand und mit ihr eifrig sprach. Dies erregte den Verdacht Zoë's denn doch endlich, so tolerant sie sonst immerhin war. Es schien ihr, daß Henriette das Unwohlsein nur simulirt habe, um Hackland im Garten ein Rendez-vous geben zu können. Die fromme Schwärmerin, Henriette, die klostersüchtige Jung-

frau, sie erschien ihr nun als eine durchtriebene Heuchlerin und — mit der Freundschaft hatt' es ein Ende. —

Dazu kam noch, daß Hackland wenige Augenblicke, nachdem der Wagen des Grafen Baldrian den Schloßhof verlassen hatte, sein Pferd bestieg und auf und davon ritt, indem er vorgab, die schöne Mondnacht locke ihn noch in's Freie. Erst nach einer Stunde kehrte er wieder zurück, fand seine Kameraden zwar noch wach, beim Spieltisch sitzend, aber verstimmt über sein taktloses Benehmen. — Es kam zu einem völligen Bruche zwischen Hackland und Zoë.

Man erzählte sich, daß der Adjutant täglich einen Spazierritt nach Buchenhain mache und vor den Fenstern der gräflichen Wohnung sein Pferd courbettiren lasse; daß der Graf Baldrian einmal herabgekommen und ihn eingeladen habe, in's Schloß sich zu begeben und eine kleine Erfrischung einzunehmen; daß seit dieser Zeit Hackland ein gern gesehener Gast in Buchenhain sei — gern gesehen natürlich auch von der Comtesse.

Dies Alles war nicht erlogen — bis auf das Letzte. Henriette war nie noch erschienen, wenn Hackland auf Besuch gekommen. —

Fast täglich wandelte sie nach „Maria am Steg", um dort im einsamen Waldeskirchlein zu beten und zu — weinen. Die übrige Zeit verschloß sie sich in ihr Zimmer. Nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten wurde sie sichtbar, weil sie mußte. Einstmals, nachdem das Dessert aufgetragen und die Diener den Saal verlassen hatten, begann der Graf:

„Mein Kind!" sagte er zu Henriette, „die Sommersaison geht zu Ende. Sind die Jagden vorüber, so ziehen wir wieder

in die Stadt zurück. Bevor jedoch dies geschieht, muß über Deine Zukunft entschieden worden sein. Es ist dies mein und Deiner Mutter Wunsch und Wille."

„Ja, es ist mein Wunsch!" wiederholte die Gräfin.

„Du hast zu befehlen, Papa!" sagte Henriette traurig.

„Schon wieder dieses fatale: „Du hast zu befehlen!" Das heißt so viel, als: Du tyrannisirst mich — und ich unterwerfe mich schweigend, wie eine Sklavin."

Henriette schwieg.

„Tochter, Tochter! Du verursachst mir sehr viel Herzeleid! Bin ich nicht Dein guter, liebender Vater? Mein' ich's Dir nicht stets zum Besten? Deine Hartnäckigkeit, Deine Verschlossenheit, Dein scheinbar bigottes Wesen machen Dich ungeschickt für das praktische Leben."

„Ja, Papa! Ich bin ungeschickt für das Leben in der Welt!"

„Drum mußt Du lernen, Dich in dasselbe zu schicken."

Henriette stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Du bist eine von jenen Naturen, die selbst nicht wissen, was sie wollen! Höre mich ruhig an! Diese Unschlüssigkeit, dieses Unvermögen, einen bestimmten Plan zu fassen, macht Dich unzufrieden und unglücklich. Du willst nicht glücklich sein oder bist es nicht, aber durch eigene Schuld. Daher Dein stetes Sinnen, diese unerträgliche Melancholie, diese mehr als lächerlichen Kloster-Ideen."

„Wohl; mehr als lächerlich!" wiederholte die Gräfin.

„Philibert Delmond sollte Dein Gatte werden; ein schöner, liebenswürdiger Kavalier — und reich, was doch auch sehr hoch anzuschlagen ist. Er liebte Dich überdies, was eigentlich

zum Heirathen gar nicht nöthig ist, er liebt Dich noch jetzt, da Du ihn verschmäht, was unverzeihlich ist. Er schrieb mir gestern, daß er wisse, um was es sich handle; daß er aber nicht gesonnen sei, sich an der Nase herumführen zu lassen — und ich muß ihm Recht geben; Du wiesest ihn als Zukunfts-Nonne ab und die Mutter lockte ihn an, indem sie sagte, Du liebest ihn im Stillen....."

Die Gräfin schlug die Augen zu Boden. Der Graf fuhr fort:

„Und nun muß er vernehmen, daß man ein abscheuliches Spiel mit ihm getrieben; nun muß er vernehmen, daß Du — einen Andern liebst...."

„Vater!" schrie Henriette auf.

„Deinem seltsamen Charakter gemäß willst Du auch dies verhehlen! Warum? Das weiß ich nicht. Das aber sag' ich Dir und damit geh' ich so weit, als ich als Vater nur immer gehen kann, mir gilt es ganz gleich, ob Du den oder einen Andern liebst. Ist's nicht Delmond — ei so mag's in Gottes Namen Hackland sein! Nun, mein Töchterchen, was kann ich noch mehr für Dich thun?"

„Vater!" rief Henriette sich erhebend und auf ihn zuschreitend. „Vater! edel ist Dein Herz, ich weiß es, ich erkenn' es. Aber eine grundfalsche Anschauung leitet Dich. Du meinst, es sei unmöglich, undenkbar, daß eine Seele von höheren Dingen erfüllt, auf das Ewige gerichtet, sollte Verzicht leisten können auf die Freuden der Welt. Du verstehst nicht, was es heißt, seine Jungfräulichkeit dem Herrn bewahren! Du meinst, ich wisse nicht, was ich will! O ich weiß es und ich schwöre es hier, daß ich Dir immer gehorsam sein werde,

außer in dem Einen, worin Du mir Etwas zu befehlen kein Recht hast. Ich werde, wenn Du durchaus nicht anders willst, in der Welt bleiben, aber ich werde nie einen Mann erkennen, nie, Vater! nie!"

Wie sie dies sagte, erglänzte ihr Auge von heiliger Begeisterung und die bleiche Wange röthete sich. Ihre Lippe zitterte, aber die sonst so zarte Gestalt schien zu wachsen, sich zu dehnen, als wollte sie sich erheben zu den Wolken des Himmels."

Der Graf betrachtete sie lange und schweigend. Dann, als ob er mit sich in's Reine gekommen wäre, sagte er ruhig:

„Es ist gut."

Hierauf verließ er den Speisesaal. — Die Gräfin, welche seit Langem fühlte, daß sie zu schwach sei, ihrer Tochter mit derselben Energie entgegenzutreten, wie der Graf, und doch, ganz auf seine Seite sich zu stellen wieder nicht den Muth hatte, vermied es, über den erwähnten Gegenstand mit Henriette zu sprechen. Sie entfernte sich deshalb ebenfalls. Henriette gewann so den Nachmittag, um nach „Maria am Steg" zu gehen. Wie wohl wurde ihr, als sie in den heiligen Waldesfrieden eintrat. Spricht nicht des Weltenvaters liebreiche Stimme durch das Gesäusel der Bäume und hörst Du Ihn nicht im Geplätscher des Waldbaches? Der Herr ist überall, denn Er ist allgegenwärtig — aber in den stillen Wildnissen und im Dickicht des Waldes, wo das Lärmen des Menschenlebens schweigt, da meint der Unglückliche, der Verlassene, Verstoßene Ihm näher zu sein, als sonstwo. — O heiliges Glück der Waldeinsamkeit! — —

Zehntes Kapitel.

Das Duell.

An einem Herbst-Nachmittage wandelte Henriette, in einem Buche lesend, durch die, schon mit welkem Laub bedeckten Gänge des Parkes. Der Himmel war trüb, nebelig. Die Trauer der Natur wurde, von Henriette tief empfunden, getheilt. Zu dieser gegenstandslosen Trauer gesellte sich noch ein Gefühl von Besorgniß, von banger Ahnung. —

Der Graf befand sich auf der Jagd. Er hatte den Adjutanten dazu eingeladen. Ganz unerwarteter Weise war auch Philibert aus der Stadt gekommen und hatte die gräfliche Familie dadurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Als ob seit seinem letzten und diesem Besuche nichts Besonderes vorgefallen wäre, plauderte Philibert anscheinend unbefangen und entschuldigte sich bei dem Grafen sogar wegen

der Uebereilung, wie er sagte, einen taktlosen Brief an ihn geschrieben zu haben. Der Graf stammelte einige unzusammenhängende Redensarten und lud Philibert zuletzt ein, an der Jagd ebenfalls Theil zu nehmen. Indeß sammelten sich die Gäste. Es erschien nun Hackland. Philibert warf demselben einen finstern Blick zu, nahm aber sonst keine Notiz von ihm. So zogen denn die Herren auf das edle Waidwerk aus. — Gar mancher wohlgebaute Rehbock hatte schon für immer sein Springen eingestellt; manches Füchslein hatte, über dem Geschenke, das man ihm auf den rothbraunen Pelz geschleudert, vergessen, in seine Höhle zurückzuschleichen, und unzählige Häslein hatten ihre Neugierde mit dem Tode bezahlt — als die Hörner lautschallend die Jagdgäste zusammenriefen zum Mahle, welches mitten im Walde, auf einem freien Platze, gerichtet worden. Bereits waren alle Jäger versammelt — nur Hackland und Delmond fehlten noch. Der Graf sandte einige Diener aus, sie zu suchen.

Niemand konnte vermuthen, was die eigentliche Ursache des Ausbleibens der Beiden war.

Ermüdet von der Jagd, hatte sich Hackland auf einem Baumstrunk niedergelassen, die Büchse neben sich auf den Boden gelegt und aus der Waidtasche ein Schinkenbrod genommen, das er behaglich soeben verzehrte, als Philibert plötzlich vor ihm stand. Eigenthümlich war es gekommen, daß der Platz, wo sich die Beiden befanden, ganz abgelegen von dem eigentlichen Jagdgebiet war. Wie aus weiter Ferne gelangte der Schall der Hörner an ihr Ohr.

„Ha ha!" rief Hackland, Philibert ohne Verwunderung ansehend, „die rufen zum Diner. Haben gut rufen! Ich

halte da erst Siesta und wie Sie sehen, hab' ich auch einen kleinen Imbiß bei mir. Wollen Sie versuchen?"

Damit reichte er Philibert gemüthlich ein Stück seines Schinkenbrodes hin. Dieser aber lehnte, kalt dankend, ab.

„Ach, Sie haben keinen Hunger? Seltsam! Oder stehen Sie etwa gar mit irgend einer Waldfee in romantischem Verhältniß — und diese hat Ihnen schon von ihrer Götterspeise mitgetheilt? He?"

„Sparen Sie Ihre Scherze, mein Herr! Ich bin nicht gelaunt, dergleichen anzuhören."

„Ei, so gehen Sie! Wenn Ihnen meine Gesellschaft lästig ist — ich habe Sie ja nicht gerufen!"

„Wollen Sie mich beleidigen?" rief nun Philibert mit zornsprühenden Blicken.

„Beleidigen? Nein! Daß ich diese Absicht nicht hatte, mußten Sie ja erkennen, da ich gar keine Notiz davon nahm, daß Sie mir nachgeschlichen, bis Sie mich allein getroffen. Sie aber, mein Herr! scheinen es darauf anlegen zu wollen, mit mir Streit zu bekommen."

„Allerdings, mein Herr!"

„Und warum, wenn ich fragen darf!" sagte Hackland, ohne sich zu erheben. Philibert mit einem gleichgültigen Blicke betrachtend, fügte er hinzu: „Was hab' ich Ihnen gethan?"

„Was Sie mir gethan haben? — Nun wohlan, ich will es Ihnen sagen: Sie haben mich unglücklich gemacht."

Hackland lachte laut auf: „Ich Sie unglücklich gemacht? Sind Sie von Sinnen?"

„O nein! Sie aber sind ein — Schurke!"

Nun sprang Hackland auf, maß seinen Gegner vom

Kopf bis zu den Füßen und hob die Hand, um ihm einen Schlag in's Gesicht zu versetzen. Indeß besann er sich sogleich, ließ die Hand sinken und sagte mit möglichster Ruhe:

„Ich bin Soldat; Sie haben meine Ehre angegriffen! Erklären Sie sich darüber, Graf!“

„Sie wissen doch wohl, daß ich mit der Comtesse Henriette so gut wie verlobt war?“

„So? Das wußt' ich nicht. Indeß, was weiter?“

„Was weiter? Gefällt Ihnen die Comtesse Henriette?“

„Mir? Gewiß. Haben Sie dagegen etwas einzuwenden?“

„Allerdings. Ich bin das Opfer eines schändlichen Spieles geworden, das sich um Ihre werthe Person dreht.“

„Ei! Das ist wirklich interessant! Aber, zum Henker! Ich verstehe Sie noch immer nicht.“

„Sie haben mit Henriette ein Verhältniß angeknüpft — während man mich als Verlobten betrachtete. Ist das nicht genug?“

„Ja, es wäre genug, wenn es wahr wäre. Wer sagt Ihnen aber, daß ich mit der Comtesse ein Verhältniß angeknüpft habe? Ich dächte, Sie wüßten, daß zu einem Liebesverhältniß immer zwei Personen nöthig sind. Nun dürften Sie Henrietten hinlänglich kennen — —“

„Die Heuchlerin!“ unterbrach ihn Philibert. „O die kenn' ich jetzt nur zu gut. Wahrlich, sie paßt vortrefflich zu Ihnen — die kleine Heilige, die Braut Gottes. — Um eines Offiziers willen also so viel Falschheit, so viel Lüge, so viel Heuchelei! Pfui!“

„Werden Sie nicht bald aufhören, mir Infamien in's Gesicht zu schleudern? Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß

ich dieselben ruhig einstecke. Ich bin schon zu nachsichtig gegen Sie gewesen."

„Nachsichtig? Sie gegen mich? Das ist zu viel!"

„Ja, ist denn das nicht Nachsicht, wenn ich Sie, nachdem Sie mit mir ohne alle Veranlassung Streit begonnen, mich einen Schurken und Heuchler genannt, dennoch reden lasse, anstatt Sie sogleich in Stücke zu hauen? Beweist das nicht die größte Selbstbeherrschung, wenn ich warte, bis wir uns über den Gegenstand des Streites verständigt haben, bevor wir uns schlagen?"

„Es ist genug. Ich wiederhole meine Behauptung: Sie sind ein Schurke."

„Und ich fordere Genugthuung von Ihnen. Wann stellen Sie sich mir?"

„Morgen früh um 6 Uhr an diesem Platz."

„Gut. Auf Säbel oder Pistolen?"

„Gilt mir gleich."

„Also auf Pistolen, damit Sie nicht glauben, ich wähle eine mir mehr als Ihnen zusagende Waffe. So! Und nun geh'n wir — aha! da kommen schon die Leute! He, Freunde? Ihr sucht wohl uns?"

Und, als wäre nichts geschehen, gab Hackland einem der Diener die Büchse und Philibert ein artiges: „Ist's gefällig!" zurufend, begab er sich auf den allgemeinen Versammlungsort. Wenn er sich aber auch gleichgültig geberdete, er war es nicht. Tief in's Herz hinein hatt' ihn der Schimpf getroffen, der, wie streng man auch seine Handlungsweise seit jenem verhängnißvollen Balle beurtheilen mochte, durchaus unverdient war. Allerdings fand er es begreiflich, daß Philibert, von

Eifersucht getrieben, Rache suchte. Wie aber kam Er dazu, das Opfer derselben zu sein? Henrietten schön zu finden, sie zu bewundern und wenn möglich, diese Bewunderung ihr auch zu zeigen, das konnt' ihm doch Niemand verbieten? Wenn Philibert ihrer Liebe gewiß war, so konnt' er ja abwarten. Bis zur Stunde hatte ihm Henriette ja nicht die geringste Aufmunterung zu Theil werden lassen. Daß er in's Schloß mitunter kam — ei, war er denn der Einzige, der daselbst Besuche machte? Es schien ihm bald klar zu sein, daß Henriette auch Philibert verschmähe und dieser deshalb „Feuer und Flammen speie." Mit der Verlobung mocht' es auch nicht gar zu weit her sein. Hackland schloß ganz richtig aus den Aeußerungen Philiberts wie aus all dem, was er bisher auf Buchenhain gehört und geseh'n, daß eine Heirath zwischen Henriette und Delmond durchaus kein fait accompli sein könne. „Daher also weht der Wind?" dacht' er. „Philibert hält mich für bevorzugt und darum sucht er Händel mit mir. Nun, das hätt' er etwas höflicher auch bewerkstelligen können. Ach! Was ist's doch, daß es mir nun beinahe lieb ist, wie das Ding gekommen. Zuletzt schlag' ich mich doch um ihretwillen! Und das ist schon Etwas! Stolze Henriette! Zwei der gefeiertsten Damenhelden raufen sich auf Leben und Tod — um Dich! Wird Dich das noch stolzer machen? Oder wirst Du nun doch zu Einem oder dem Andern in holdem Erbarmen Dich niederbücken, um ihm die blutende Wunde zu verbinden? —

Am nächsten Morgen — es war starker Nebel und sehr kühl — fand sich Hackland mit seinem Sekundanten, einem Offizier seines Regiments, an dem bestimmten Platze ein.

Bald erschien auch Philibert, von Edmund Stolpen begleitet, der zum Glück Tags vorher auch nach Buchenhain gekommen war. Es wurde fast gar nichts gesprochen. Die Sekundanten maßen die Distanz ab, untersuchten die Pistolen und gaben das Zeichen. Hackland, als der Beleidigte, hatte den ersten Schuß. Seltsamer Weise versagte die Pistole — er drückte noch mal, der Hahn knackte und nun ging der Schuß fehl. „Das gilt nicht!" riefen die Sekundanten. Man lud eine zweite Pistole und diesmal versagte sie nicht — aber die Kugel flog etwa um eines Fingers Breite über Philiberts entblößtes Haupt in einen hinter ihm sich befindenden Baum. Sollte Hackland nach Delmonds Stirne gezielt haben, um seinen Gegner zu tödten, oder wollte er ihm bloß zeigen, daß er es könnte, wenn er wollte? Das blieb unentschieden. Wenn er aber, trotz aller Beschimpfungen, großmüthig sein wollte, so irrte er, wenn er dasselbe auch von Philibert erwartete. Dieser hob sogleich seine Waffe und feuerte. Hackland wankte — Blut floß — sein rechter Oberarm war zerschmettert. —

Philibert, von Stolpen bewogen, entfernte sich nun eilig. Am Saume des Waldes standen Pferde bereit. Sie ritten an die nächste Eisenbahnstation, von wo aus Delmond über die Grenze entkam. Es hieß, er habe eine größere Reise im Sinne. — Wirklich blieb er einige Monate im Auslande, bis die ganze Angelegenheit vergessen war. Ohnedies waren nur sehr vage Gerüchte in's Publikum gedrungen. Die Justiz wurde beschwichtigt. —

Hackland wurde nach Buchenhain gebracht; er sollte bis zu seiner Herstellung daselbst in Pflege bleiben — der Graf wollt' es so. Natürlich war er nicht wenig überrascht, als

man den Verwundeten daher schleppte. Anfänglich wurde vorgegeben, er sei vom Pferde gestürzt und habe den Arm gebrochen — dies sagte man der Leute wegen, die sich sammelten. Später erfuhr der Graf die Wahrheit. Nun wurde sogleich um einen verläßlichen Wundarzt geschickt und demselben aufgeboten, die Sache zu vertuschen. Der Graf war überaus besorgt um seinen Patienten. Nichts sollte zur vorzüglichsten Pflege fehlen. Die Gräfin selbst leitete die Anstalten hiezu. Auch Henriette half ab und zu, wie es gerade sich schickte. Die Wunde war gefährlich, doch nicht unheilbar, wenngleich der Arzt behauptete, Hackland werde, trotz der sorgfältigsten Kur, dienstunfähig bleiben. Der Kranke war überaus ergeben und sogar heiter. Besonders schien er erfreut, wenn die Comtesse in der Nähe war, was trotz aller Theilnahme dennoch selten genug geschah. Ihm wenigstens schien es so. Wenn sie aber auch seltner sichtbar wurde, so war ihre Beihülfe doch überall zu merken. Was außerhalb des Krankenzimmers zu bewerkstelligen war, das zu vollbringen oder sorgsam zu überwachen, ließ sich Henriette nicht nehmen. Sie sah strenge darauf, daß die Verbände nach Vorschrift hergerichtet wurden, sie begab sich in die Küche, um nachzusehen, ob die verordneten Brühen, der Thee, die Bäder und Andres derart mit Umsicht bereitet würde — kurz, sie that Alles, was man von ihrer Nächstenliebe verlangen konnte. Es war viel — und doch zu wenig. Viel, wenn man von ihrer Eltern Plänen, von Hackland's geheimen Gedanken absah — zu wenig, wenn man auf diese reflektirte. Das Krankenzimmer selbst betrat sie nur im Nothfalle. Sie spielte gar nicht das den verwundeten Ritter liebreich pflegende Schloß=

fräulein — wie es Hackland vielleicht wünschte, vielleicht erwartete. Bald trat bei demselben ein heftiges Wundfieber ein. Tagelang lag er im Delirium. Gegen alle Erwartung und selbst zum Schrecken des Arztes verschlimmerte sich plötzlich der Zustand des Kranken. Da reiste der Graf nach der Stadt, um die nöthigen Anzeigen zu machen, damit im Falle einer ungünstigen Katastrophe auf Alles Bedacht genommen sei. Hackland hatte in der Stadt eine alte Mutter und eine sehr kränkliche Schwester. Diese kamen mit dem Grafen nach Buchenhain. Es war eine erschütternde Scene, als die ehrwürdige Matrone an das Schmerzenslager ihres Sohnes trat. „Warum hast Du mir, warum Deiner armen Schwester das gethan?“ rief die tiefbetrübte Frau aus. „Du, sonst ein so guter, so liebevoller Sohn? Mußtest Du nicht wissen, daß Du uns unglücklich machen werdest? Ja — hier sei es aufrichtig gestanden — mußtest Du nicht wissen, daß Du uns des nöthigen Lebensunterhaltes beraubest, wenn Du uns verloren gingest? Hast Du nicht für uns gesorgt, die wir nicht im Stande waren, uns selbst zu erhalten? Du mein geliebtes, mein Herzenskind! Wenn ich Dich verliere, wie soll ich leben?“ Und Hackland's Schwester stand bei Henriette und die Hand derselben ergreifend, sagte sie: „Sie sind schön, Comtesse! Und Sie sind auch ohne Zweifel gut! Um Ihretwillen hat er uns so elend gemacht! Er muß Sie unendlich lieben! Sollte er vielleicht doch noch gerettet werden — ach! wenden Sie Ihr Auge nicht ab. Er hat Sie verdient!“ Henrietten wollte das Herz zerspringen. Weinend verließ sie das Zimmer. Kaum war sie weggegangen, so rief Hackland phantasirend: „Hen-

riette, geliebte Henriette! Wie glücklich, wie überaus glücklich bin ich, Dich zu besitzen!"

„Hören Sie ihn? Hören Sie ihn?" sagte die alte Mutter zur Gräfin, die, von inniger Rührung ergriffen, am Ende des Bettes stand.

Sie nickte stumm. Was sollte sie erwidern? Aber sie begann doch wieder zu hoffen, daß Henrietten's Sinn durch diese Scenen nun würde umgestimmt werden. Sie hatte sich nun so ganz in die „Affaire Hackland", wie sie sich ausdrückte, hineingelebt, daß es ihr eine Herzenssache war, den Adjutanten als Schwiegersohn begrüßen zu können. —

In der kommenden Nacht trat die Krisis ein. Die Frauen hatten sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen und warteten in Todesangst des Ausgangs. Der Arzt saß vor dem Bette, auf jeden Athemzug des Kranken mit gespannter Aufmerksamkeit lauschend. Indeß befand sich Henriette in ihrem Gemache. Vor dem Krucifixe knieend, hob sie ihre Hände, inbrünstig betend, empor:

„Mein Heiland! Welche schreckliche Prüfungen ladest Du mir auf? Woher soll ich die Kraft nehmen, sie zu überstehen? Zwar Deine Gnade ist groß und wen Du heimsuchest, den stärkst Du auch, die Heimsuchung ertragen zu können! Aber hab' ich nicht auch ein Menschenherz? Herr! Du weißt doch, was ich um ihn gelitten, der nun krank und elend in unserm Hause liegt! Ist es nicht grausam, daß er, gerade er, um meinetwillen in diese schreckliche Lage gekommen? Deine Hand, o Gott! ruht schwer auf mir. O nur um dieses bitt' ich Dich, erhalte ihn seiner armen Mutter und seiner kranken

6*

Schwester! O, erhalte ihn! Wie könnt' ich jemals ruhig sein, wenn Du ihn von hinnen riefest? Mir aber, mir gib Kraft, mir gib Gnade, Dir getreu zu bleiben, trotz aller Versuchung Dein zu bleiben!" —

Drüben im Krankenzimmer erschien der Engel des Todes am Lager des Verwundeten. Der Engel stand still und betrachtete denjenigen, welchen er in's Jenseits zu führen bestimmt war. Da vernahm er von Oben den Ruf: „Verschone ihn!" Und er verschwand.

Hackland erwachte — die Krisis war vorüber.

„Er ist gerettet!" rief der Arzt freudig.

„Er ist gerettet!" wiederholten die Frauen, und selige Thränen flossen auf das Schmerzenslager des geliebten Sohnes, des geliebten Bruders.

„Er ist gerettet!" sagte Henriette, als man ihr die Nachricht brachte. Und sie warf einen Blick voll des heißesten Dankes zum Himmel empor.

Eilftes Kapitel.

Geheilt und doch nicht gesund.

Die Rückkehr in die Residenz wurde von Seite des Grafen Baldrian bis zur gänzlichen Herstellung Hackland's verschoben. Schon war man tief im Spätherbste. Aber es gab noch auffallend schöne Tage, wie denn der Winter noch immer nicht Miene machte, anzurücken. So wurde denn dem langsam genesenden Adjutanten erlaubt, in der Mittagszeit kleine Spaziergänge zu machen. Dann begleiteten ihn gewöhnlich entweder der Graf oder die Gräfin. Auch Henriette konnte sich nicht immer entziehen, wenn sie aufgefordert wurde, mit der Mama zu gehen. War es Zufall oder etwa doch nicht, eigenthümlich bleibt es, daß bei dieser Gelegenheit die Gräfin fast immer abgerufen wurde, oder sonst unter irgend einem Vorwande zurückblieb — kurz, es begab sich mehrmals, daß

Henriette mit dem Offiziere, wenn auch meist nur auf einige Augenblicke, allein sein mußte. Hackland war überaus schwermüthig geworden. War ja Alles anders gekommen, als er im Stillen gehofft. Er mußte wohl einsehen, daß er durch seine Herzensneigung zu Henriette gar nichts gewonnen, wohl aber viel, wenn nicht Alles verloren hatte. Zoë hatte er verlassen, Philibert sich zum erbittertsten Feind gemacht, ohne im Geringsten dafür entschädigt worden zu sein. Er hatte sich mit ihm geschlagen und war auf den Tod verwundet worden. Er lag sterbend im Schlosse — aber Henriette schenkte ihm keine andere Theilnahme, als die einer barmherzigen Schwester. Nicht als Geliebte, nicht als künftige Braut stand sie an seinem Lager, die feuchte Stirne ihm trocknend, den kühlenden Trank ihm reichend, ihn mit den Augen der Liebe anblickend — nein! ferne hielt sie sich, ferne, fremd, kalt. Und doch hatte er damals in Waldenthal in Henrietten's Augen etwas Anderes zu lesen geglaubt — war es wirklich nur die Versuchung gewesen, die an sie herantrat, der sie aber siegreich widerstand? Wohl mußt' es so sein. Nun war er vielleicht ein Krüppel — wahrscheinlich mußte er die militärische Laufbahn aufgeben, die schon so viel Aussichten bot. Es war ein Verhängniß, dem der Arme erlag.

Die schwermüthige Stimmung nun, in der er sich befand, drückte sich auf seinem blassen, leidenden Antlitz aus und gab seinen Zügen etwas so Mitleiderregendes, das für jedes andere Mädchen überaus gefährlich gewesen sein müßte — nur für Henriette nicht — mehr. Auch ihr Herz war schwer bedrückt, wie das seine. Aber wie verschieden waren die Ursachen! Auch ihr war das Lebensziel immer noch in weite Ferne ge-

rückt, wie ihm. Aber was waren das für Ziele? Auch sie fühlte sich unglücklich, wie er — aber in die Nacht ihres Unglückes schimmerte der Stern des Gottvertrauens, des Glaubens. Er war dem Selbstmorde nahe, sie freute sich auf den Tod, der sie mit dem Herrn, mit dem Erlöser auf ewig vereinte. So standen sich die Beiden einander gegenüber — sich ähnlich in gewisser Hinsicht und doch unendlich von einander verschieden; von bloß irdischem Standpunkt betrachtet, vielleicht befähigt, sich gegenseitig das höchste Glück zu gewähren — und doch von einander für immer getrennt. Sein Blick zur Erde gerichtet, der ihre zum Himmel empor — wie hätten sie sich begegnen können?

„Es ist also Ihr unwiderruflicher Entschluß, Comtesse?" sagte Hackland, auf eine Bank sich niederlassend.

„Sie haben es gesagt, Baron!"

„Nichts also kann Sie mehr rühren, mein tiefes Unglück macht keinen Eindruck auf Sie? Und diese Härte des Herzens, meinen Sie, sei etwas Gott Wohlgefälliges?"

Etwas frappirt durch diese Aeußerung blickte Henriette den vor ihr Sitzenden einen Augenblick schweigend an. Dann erwiderte sie leise:

„Gott wird das beurtheilen. Er ist Richter!"

Damit entfernte sie sich, der eben herankommenden Mama es überlassend, den Gast zu zerstreuen. Hackland, sich auf die Zähne beißend, murmelte vor sich hin:

„Gut; gut! Ich werde mein Schicksal als Mann ertragen."

Und er ertrug es. Sobald er genesen war, verließ er Buchenhain, nachdem er von dem Grafen und der Gräfin mit

den Ausdrücken aufrichtigster Dankbarkeit sich empfohlen. Der Graf verhehlte sein Bedauern darüber nicht, daß die Bemühungen, die Familien Baldrian und Hackland näher zu verbinden, an der „odiösen Hartnäckigkeit" seiner Tochter „leider, auch hier wieder" gescheitert seien. Man muß es dem Grafen Baldrian zum Lobe nachsagen, daß er Alles that, um das herbe Schicksal seines Gastes, so viel als möglich, zu lindern. Er hatte seinen ganzen Einfluß in der Stadt aufgeboten, damit die Duell-Affaire für Hackland keine weiteren Folgen nach sich zog. Der Adjutant bekam auf ein Jahr Urlaub, nach dessen Verlauf er, wenn gänzlich hergestellt, wieder in den Dienst treten oder in Pension gehen konnte. Nicht genug. Der Graf hatte der Mutter Hackland's, die, wie wir wissen, von ihrem Sohne erhalten wurde, eine Unterstützung aus der Privat-Chatoulle des Monarchen zu Wege gebracht, welche ihr ein sorgenfreies Alter sicherte. Mehr konnte er, mit dem besten Willen, nicht thun.

Bald, nachdem Hackland das Schloß verlassen, begab sich auch die gräfliche Familie in die Residenz, um dort den Winter zuzubringen. Das Leben daselbst nahm seinen gewohnten Gang. Theater, Concerte, Soiréen — Soiréen, Concerte, Theater. Vergnügungen auf Vergnügungen. „Vor lauter Unterhaltung — keine Unterhaltung!" sagte sich Henriette im Stillen. Niemals trat ein Augenblick stiller Sammlung, ruhiger Betrachtung ein. Niemals war man allein, ungestört. Ein nach stillem Frieden und dem Glücke der Zurückgezogenheit schmachtendes Gemüth, wie das Henrietten's, mußte, ja, mußte sich höchst unglücklich fühlen, in diesem steten Kommen und Gehen, in diesem Getümmel, in diesem „Rummel von irdischen

Freuden!" Das brausende Residenzleben, für den weltlich Gesinnten so reizend, so verlockend — es erfüllte Henrietten mit tiefster Trauer. Bei aller scheinbaren Freiheit, wie unfrei war sie! Wie gerne hätte sie ihr Kloster, den Vater Cölestin, Schwester Huberta wieder gesehen. Aber es war nicht möglich, allein den Palast zu verlassen — und in Begleitung? Wer würde sie begleitet haben? Ach! Sie sehnte sich überaus nach dem kühlen Walde von Buchenhain, nach dem sanften Rauschen der Bäume, nach dem Gemurmel des Baches, nach dem einsamen Kirchlein im Walde und der lieben Mutter Gottes, Maria am Steg. Sie sehnte sich, sie härmte sich. Ihr Auge wurde immer trüber, ihre Wange immer bleicher. Aus ihren Zügen sprach eine geheime Trauer, ein hinreißender Schmerz. Ihre zarte, schlanke Gestalt wurde nun mager und alle Welt fragte, ob die Comtesse krank sei. Sie war krank. Die Aerzte erkannten auf ein Brustleiden und verordneten einen längeren Aufenthalt im Süden. Es wurde daher beschlossen, mit nächstem Frühjahre nach Italien zu gehen und die schönen Jahreszeiten am Comersee zuzubringen, wo die Familie Bonatesta, seit Langem mit Baldrian's befreundet, eine Villa besaß. Auf einen Brief, den man in Folge dessen an Karl, den Bruder Henriettens, der sich seit Beginn des Wintersemesters in Berlin befand, geschrieben, erfolgte die Antwort, daß auch er entschlossen sei, seinem „armen Schwesterlein" zu Liebe Anfangs März nach Italien zu gehen und die Seinigen in Venedig zu erwarten. Dieser Brief lockte, zum ersten Male seit langer Zeit, ein Lächeln der Freude auf Henrietten's Antlitz. Henriette liebte ihren Bruder, und der Gedanke, in seiner Gesellschaft den Sommer zubringen zu können, entzückte sie.

„Mit ihm kann ich sprechen!“ dachte sie. „Ihm werd’ ich Alles sagen, Alles vertrauen — er allein versteht mich.“ Den Rest des Winters und selbst den stürmischen Carneval ertrug sie nun leichter — um so mehr, da sie, seit der erfolgten Consultation der Aerzte, mit größter Rücksicht behandelt und Nichts von ihr gefordert wurde, wozu sie sich nicht freiwillig verstand. Vom Kloster war keine Rede — aber auch über die Heirathsprojekte schwieg man. „Die Zeit,“ sagte der Graf, „wird Alles klären. Wollen wir warten!“ Und wie die Eltern warteten, so wartete auch das Kind. Aber worauf warteten jene, worauf dieses? „Dir bleib’ ich treu, mein Heiland!“ rief Henriette für sich aus, „Dir, mein Erlöser, Dir, meine heiligste Himmelsmutter Maria! Treu, ja treu bis in den Tod.“

Zwölftes Kapitel.

Die Geschwister.

Der Märzensturm brauste. Von ihm umheult, donnerte ein Eisenbahnzug über die rauhen Hochflächen des Karst. In einem Waggon erster Klasse befand sich die Familie Baldrian. Der Graf rauchte eine Cigarette, die Gräfin las in einem Buche. Es war ein französischer Roman. Henriette saß träumend in einer Ecke. Sie war in einen warmen Pelz gehüllt. Ein dickes Plaid bedeckte überdies die zarte Gestalt, die trotzdem vor Kälte zu schauern schien. Aus dem, von deutlich sichtbaren blauen Aederchen durchzogenen, sonst überaus blassen Antlitz sahen die nun schon zu großen, dunklen Augen fast geisterhaft hervor. Was denjenigen, der die Comtesse noch vor einem Jahre gesehen hatte, am meisten erschrecken mußte, war die bleiche Farbe der Lippen. So hatte Henriette etwas

Aetherisches, ascetisch-Schönes — aber diese Schönheit erfüllte nicht mehr mit huldigender Bewunderung, sondern mit todesahnendem Mitleid. Die Rose von Jericho — schon fast verdorrt. — Und doch war wieder ein belebender Tropfen aufgequollen in den welkenden Blättern der hinsterbenden Blume — Henriette freute sich, den Bruder zu sehen und ihr Herz begann wieder zu hoffen. Es war ihr, als müßt' es nun anders werden, als müßt' ihr Schicksal nach Wunsch sich wenden, wenn sie ihm in's liebende Auge blicken, wenn sie, an seiner Seite dahin wandelnd, ihm ihr bittres Herzeleid enthüllen, seinen Beistand anrufen könnte. Und hatte sie nicht Recht? Schlug ihr nicht sehnsüchtig, wehmuthsvoll das Herz des Bruders entgegen? Hatte Karl nicht das lebhafte Verlangen, sie zu schützen, zu retten, zu befreien? Ja, sie hatte Recht, wenn sie auf ihn hoffte. O schönes, einziges Bild zweier Geschwister, deren Herzen in reiner, edler Begeisterung für einander schlagen! Wenn das Band, das sie verbindet, nicht bloß das der Bluts-, sondern auch der Geistes- und Herzensverwandtschaft ist! Wenn sie sich gegenseitig verstehen und die Frucht dieses Verständnisses die Achtung ist! Wenn sie sich wechselseitig unterstützen und höchste Menschenziele, die über das Leben des Leibes erhaben sind, gemeinschaftlich zu erreichen streben. O wie schön! Drum pflege des geliebten Bruders, sei Trost und Stütze der treuen Schwester! Ach! Es möchte sonst die Zeit kommen, wo euch das harte Schicksal trennt — wo euch von einander grausam reißt der kalte — Tod. Wohl Dir dann, wenn Du, wenn auch in Thränen aufgelöst, blutenden Herzens, an dem frischen Grabe stehst — Dir aber sagen darfst, Dir aber sagen kannst: Ich war ihr

ein guter Bruder! Ich war ihm eine liebende Schwester! Kein Vorwurf, keine Beschuldigung darf mir heraufklingen aus der Nacht Deines Grabes. Ich habe Dich geliebt, ich habe Dich unterstützt, so viel ich konnte, und ich war glücklich, es thun zu können. Du grolltest mir nicht, da Du von der Erde schiedest und Dein brechendes Auge sagte mir noch ein herzliches Lebewohl! o lebe wohl! auf ewig lebe wohl!! — — —

In Triest nahm ein Lloyddampfer die Reisenden auf, um sie nach Venedig zu bringen. Man fuhr Nachts über das Meer. Die Schiffsleute prophezeiten eine unruhige Fahrt. Die See schlug, heftig brandend, an die Küste, an die Steintreppen des Molo. Die kleinen Segler und Barken im Hafen schwankten krachend hin und her. Selbst der Koloß des Lloyddampfers neigte sich bald nach dieser, bald nach jener Seite und man hatte zu thun, vom Lande in das Schiff zu gelangen. Die schwarze Wetterhülle des Himmels wurde ab und zu von eigenthümlichen Lichtern erhellt und dann blitzte es unheimlich über die dumpfrauschenden Wogen hin. Diese Unruhe des Meeres ist ein düster schönes Schauspiel. Es scheint im tiefen Grunde da unten Etwas vorzugehen, dessen wir nur zum Theil inne werden. Aus den Fluthen dringt's wie ein wildes Rufen, Schreien, Weinen, Brüllen — nun ist's auf Augenblicke ganz still — wie wenn Jemand von lang andauernden Schmerzen gepeinigt, plötzlich nichts fühlt. Eben meint er, ganz befreit zu sein, da beginnt das Leiden von Neuem und heftiger als früher. Nun tobt die See — der Sturm heult in den Masten und Segeln und strengt sich an, die Schiffe von dem haltenden Pflock, von der schützenden Hafenküste wegzureißen. Er läßt ab und sammelt gleichsam neue Kraft zu

wiederholtem Angriff wie ein boshafter Mensch. Blitz auf Blitz jetzt und über die endlose, in's Ungewisse sich verlierende Wogenfläche hinrollender Donner. Ein Seesturm. Der Lloyddampfer fährt trotzdem ab. Der Fahrplan der Gesellschaft kennt keinen Sturm. Die Schiffe derselben trotzen aber auch dem bösen Element. Es ist ein reisesehnsuchtweckendes Gefühl, behaglich anmuthend, wenn bei heiterm Wetter, auf sonnenbestrahlter, leichtwelliger See ein Segelschiff uns begegnet — wie es ruhig, gemächlich dahinfährt, ein sanftes Lüftchen umspielt seine Masten und die Schiffsfahne rauscht leise, träumerisch, und vorne wiegt ein Seevogel sich im Sonnenlicht und dann taucht er nieder und nippt am Rande einer Welle — — schön ist's; aber wie froh sind wir, wenn wir uns auf dem tüchtig gezimmerten Dampfer befinden, der seinen schwarzen, unpoetischen Rauch durch den schmutzigen Schlot jagt und seine Schaufelräder mit immer gleichem Gepolter bewegt — wie sicher fühlen wir uns, wenn wir sehen, wie er sicher, trotz Hochfluth und Nachtsturm, trotz Blitz und Donnergetös', seine Bahn verfolgt und uns an's Ziel bringt — gut ist's.

Der Graf und die Gräfin suchten schnell die Kajüte auf — aber Henriette wollte durchaus auf dem Verdecke bleiben. Es durchschauerte sie geheimnißvoll, so hinausstarren zu können in den Wogengraus, in die Sturmesnacht und zu lauschen den wilden Melodieen, dem Konzerte der Elemente. Aber nicht lange hielt sie's aus. Der Geist war stärker als der zarte Leib. Sie wurde ohnmächtig. Man trug sie in eine Kabine, wo sie, in der Hängematte liegend, den Morgen erwartete. Als die Sonne kam, legte sich der Sturm. Die See beruhigte sich und lächelte wieder freundlich. Aus blauer Ferne stieg's

nun herauf, wie eine Fata Morgana; Thürme, Palläste, Schiffe. Nun kam's näher und näher — eine Säule mit dem Löwen ragte auf, da der seltsame Dogenpallast mit seinen Säulenhallen, dort über ihm hin die goldenen Kuppeln der St. Markuskirche. Es war keine Fata Morgana — es war Venedig. —

Eine Menge Gondeln stießen von den Steingeländen der Piazetta ab, um dem ankommenden Dampfer entgegenzufahren. In eine derselben sprang auch ein junger Mann, der vom Bord des Lloyddampfers mit sehr aufmerksamen Augen verfolgt wurde. Jetzt entfaltete Henriette ein weißes Taschentuch und ließ es im Morgenwind flattern und jetzt schwenkte auch der junge Mann, grüßend, seinen breitkrämpigen Strohhut. Bald hatte Karl — denn das war der junge Mann — das Verdeck erklommen und umarmte Vater, Mutter und — da warf er einen Blick auf sein Schwesterlein! „Jettchen! — Was ist mit Dir? Wie siehst Du aus?" ruft er, ohne zu überlegen und nun fällt er dem weinenden Mädchen um den Hals und des Bruders Thränen mischen sich mit denen der Schwester. —

Während eines mehrtägigen Aufenthaltes in Venedig fand Henriette Gelegenheit, mit ihrem Bruder allein auszugehen oder in einer Gondel den Canal grande entlang zu fahren. Da erzählte sie ihm denn unumwunden Alles, Alles, was ihr Herz bedrückte, und der Bruder erkannte bald, daß sie nicht bloß körperlich, sondern auch im Gemüthe krank sei, ja, ihm wollte es bedünken, daß ihr physisches Leiden Folge des geistigen sei. Er hörte sie an und drückte ihr zuweilen die Hand oder streichelte ihr die Haare aus der Stirne, sie liebevoll an-

blickend, aber er gab kein Urtheil ab. Karl war eine still und lang überlegende Natur — ein talentvoller aber langsamer Geist. Er studirte offenbar erst sein Schwesterlein, bevor er in ihre Angelegenheiten handelnd sich einmischte. Sie hingegen, sonst so schweigsam, so zurückhaltend, jetzt war sie gesprächig, ja, heiter. Als sie einmal zu Karl sagte: „Komm mit in die Markuskirche!“ und er, während sie ihn forschend anblickte, ganz unbefangen erwiderte: „Von Herzen gern!“ da legte sie ihre beiden Arme zärtlich auf seine Schultern und, ihn küssend, flüsterte sie: „Gott sei Dank! Ich habe mich nicht getäuscht! O mein Bruder, mein geliebter Bruder!“ Dann weinte und schluchzte sie heftig — so daß er besorgt fragte: „Aber Jettchen! Was hast Du?“ Sie aber sagte: „Sei ruhig! Ich weine vor Freuden!“ — Die Eltern überließen „die Kinder“ ganz sich selbst und namentlich der Graf freute sich über den günstigen Einfluß der Gegenwart Karls auf Henriette. Die Reise an den Comersee war demnach recht angenehm. Henriette war so frohmüthig angeregt, daß sie manchmal über eine Bemerkung Karls recht herzlich lachen konnte, daß sie selbst mitunter ein Witzwort vernehmen ließ. Die Gräfin war unfähig, das zu begreifen. Es erschien ihr als Räthsel. Aber es war keines. Von Como aus fuhr die Familie auf dem Dampfboote nach der Villa Bonatesta. Dort wollte man den Sommer über bleiben. Von der Einwirkung der wunderbaren Naturschönheiten des See's, so wie des prächtig entwickelten Lebens an den Ufern desselben, womit sich höchstens das des Rheines vergleichen läßt, namentlich aber der freundlichen Gegenwart Karls hoffte man das Beste für Henrietten's Gesundheit. „Auch für die geistige!“ sagte der Graf.

— Die Familie Bonatesta brachte diesen Sommer in Nizza zu und überließ mit Freuden die reizende Villa den Baldrian's. Nur ein alter Herr, ein Verwandter der Bonatesta's, war zurückgeblieben, und theilte die Besitzung mit den Freunden aus Deutschland. Der alte Herr beschäftigte sich mit naturwissenschaftlichen Sammlungen und war in Folge dessen fast nie zu Hause. Ein Diener, welcher Haushofmeister, Portier und Koch in Einer Person war, besorgte die Wirthschaft. Nun aber hatte der Graf seine eigenen Dienstleute mit sich geführt und stellte sie demselben zur Verfügung. Bald hatte man sich in die neuen Verhältnisse eingelebt und fühlte sich leidlich behaglich. Von der Villa führte eine Terasse, die mit Cactus und Oleanderstöcken geschmückt war, abwärts an's Ufer des See's, dessen kristallhelle Wellen an die letzten Stufen der Marmortreppe sanft rauschend schlugen. Dort war eine Barke befestigt, in welcher man kleine Wasserpartieen veranstaltete. Den Hintergrund der Villa bildete ein Olivenhain, während wuchtige Kastanien- und Wallnußbäume zu beiden Seiten derselben sich erhoben und sie von den Nachbar-Villen abschlossen. Man konnte sich nichts Reizenderes denken, als diesen Landsitz am Ufer des klassischen See's von Ober-Italien. Henriette bewohnte ein Zimmerchen mit der Aussicht auf den See. Wenn sie des Morgens das Fenster öffnete, so strömte die würzig-frische Luft herein und erquickte sie. Und wenn sie hinblickte auf den hellen Spiegel des von der jungen Sonne bestrahlten Wassers, welches glitzerte, funkelte und güldene Reflexe gab, wenn sie die zahllosen Barken und vielen Dampfer sah, die mit frohen Menschen gefüllt, den See durchfurchten, wenn sie die prächtigen Landhäuser, eines neben dem andern,

und die duftigen Rebenhügel, hell- und dunkelgrünen Haine und Wälder betrachtete, die sich an den Bergen hinaufwanden — ja, ja, da mußte sie wohl sagen: Das ist ein unendlich schöner Fleck der schönen Erde. Oft fuhr sie mit dem Bruder in der Barke in den See hinaus. Gewöhnlich saß er am Steuerruder, während sie auf dem Bänkchen in der Mitte Platz nahm. Karl ruderte wohl an's entgegengesetzte Ufer des See's hinüber, wo sie ausstiegen und einen kleinen Spaziergang machten. Sie pflückte dann Blumen oder suchte wohlriechende Kräuter, die sie preßte und aufhob. Manchmal begegneten sie dem alten Herrn, der mit ihnen die Villa bewohnte, wie er schweißtriefend mit Botanisirbüchse und Schmetterlingshamen vom Gebirge her kam und dann luden sie ihn ein, in der Barke Platz zu nehmen und mit zu fahren, was der freundliche Greis gerne annahm. Dabei fiel manche kostbare Frucht oder doch eine schöne Blume für Henriette als Geschenk ab. Einmal nahm Karl eine Guitarre mit und mitten im See begann er zu spielen und deutsche Lieder zu singen. Henriette hörte aufmerksam zu und nickte freundlich. Wußte sie doch, daß er Alles nur that, um sie zu erheitern. Nicht selten brach die Nacht herein, ehe sie die Villa erreichten. Dann wurden sie still und nachdenklich und starrten träumerisch in die Wellen, mit denen die bleichen Strahlen des Mondes spielten. Sie schritten dann, Hand in Hand, die Treppen der Villa empor. Auf der Terasse angelangt, sagte Henriette, in die nächtliche Herrlichkeit der Seewelt blickend: „Wie schön! Bleiben wir noch ein wenig!" Drinnen im Salon saßen bereits Vater und Mutter und der alte Herr war auch bei ihnen. Der Schein einer

trauten Lampe zitterte durch's Fenster. Henriette ließ sich nieder und sich, trotz der milden Temperatur, in das Plaid hüllend, bedeutete sie den Bruder, neben ihr Platz zu nehmen. So saßen sie eine Weile, ohne etwas zu sprechen. Dann sagte Karl: „Du hast Recht, Henriette! Hier ist's schön.“ Die Schwester nickte beistimmend. „Möchtest Du wohl, lieb Schwesterlein, hier Dein Leben zubringen? Ich für meinen Theil verträumt' es da am liebsten, wo die Natur so überströmend ihrer Gaben beste vertheilt!“ — „Ueberströmend, ja, Bruder! Zu viel des Schönen ist hier dem Menschen geboten! Es macht das stolz und genußsüchtig.“ — „Du denkst wohl an unseres deutschen Dichters Redwitz' Ghismonda, liebstes Jettchen, nicht?“ — „Ghismonda? Nein! Ich denke kaum an Amaranth jetzt, obwohl mich Redwitzen's Dichtung im Ganzen sehr erfreute, sehr erquickte.“

„Woran denkst Du denn?“

„Karl! Diese Frage!“

„Verzeihe, Henriette! Verzeihe, daß auch ich, von der Herrlichkeit dieser so schönen, so reich belebten Seele angeregt, dem Gedanken Raum gab, ob Du, meine kleine Himmelsbraut, nicht doch noch mit Göthe rufen könntest, wenn auch natürlich in ganz anderm Sinne: „Die Thräne quillt; die Erde hat mich wieder!“ O meine geliebte Schwester, Du Abgott meines Herzens, ich habe viel über Dich nachgedacht, viel um Dich gelitten. Dich zu verlieren, sei es auf was immer für eine Weise, wäre ein Riß in meinem Leben, nie wieder herzustellen. Sieh', ich will, daß Du lebst, daß Du glücklich bist. Aber sage, ist es zu Deinem Glücke unumgänglich nöthig, daß Du

die schöne, grüne, lustige Welt verlässest und Dich einschließest in die dumpfe Zelle des Klosters?"

Henriette schwieg. Sie sah den Bruder traurig an. Dieser fuhr fort: „Lockt Dich das Leben, das gerade hier, gerade auf diesem wundervollen Punkt sich so einzig schön entfaltet, nicht, flößt es Dir nicht den Wunsch ein, wie wir Alle es zu versuchen, mit dem Leben Dich abzufinden und wie andere Menschen glücklich zu sein? Ich will davon schweigen, was man jetzt überhaupt vom Klosterleben und mittelalterlicher Ascetik hält — ich will nur darauf hindeuten, wie schwer es uns, wie schwer es mir insbesondere fallen muß, Dich zu vermissen, Dich einer fremden Gesellschaft hinzugeben, Dich einschließen zu lassen in einen Kerker, aus dem, so lange Du lebst, keine Erlösung ist. O, wenn dann am Ende das Leben und die Weltfreude an das Fensterchen Deiner Zelle pochte, Jettchen, und Du nicht mehr sagen könntest: Ich komme! O sprich! Lockt Dich das Leben, die Freude, die Liebe nicht, mein Schwesterlein?"

„So sehr mich diese Rede" — erwiderte Henriette langsam und in einem Tone, der deutlich verrieth, wie sehr sie sich gekränkt fühlte, — „gerade aus Deinem Munde in Erstaunen setzt, lieber Karl, so will ich doch darauf antworten; denn ich bin überzeugt, daß Du es gut mit mir meinst." Dabei reichte sie ihm die Hand, die er herzlich drückte. „Ich weiß," fuhr sie fort, „daß ich an Dir einen guten, liebreichen Bruder besitze, der mich wenigstens verstehen *will*, der den Willen hat, mir gerecht zu werden."

„Ja, Schwester! Den hab' ich! Und solltest Du auch wirklich in's Kloster gehen."

„Ich danke Dir! Nun höre! Seitdem ich im Stande bin, über mich selbst, mein Seelenleben, meine Neigungen, meine Wünsche in Bezug auf die Zukunft nachzudenken, seitdem ist es mir klar, daß es mein Beruf ist, in der Stille und Zurückgezogenheit meinem Gotte zu dienen als demüthige Magd. Es ist wahr, ich könnte dies zur Noth auch in der Welt, lebend mit und unter Euch, erreichen. Aber für die Kämpfe, die ich dann zu bestehen hätte, fühl' ich mich — nicht geistig, aber körperlich zu schwach. Schon haben die Ereignisse, die seit kurzer Zeit über mich gekommen, meine Kraft gebrochen, wie Du ja selbst siehst. Wie sollt' ich auf die Dauer diese fürchterlichen Aufregungen ertragen? Ach Karl, bald würdest Du Deinem Schwesterlein die Augen zudrücken und sagen müssen: „Sie starb, weil wir sie nicht leben ließen, wie es ihrem Wesen entsprach.““

„Um Gottes Willen, sprich nicht so, Henriette.“

„Ich muß wohl. Fühl' ich's doch, wie täglich, ja stündlich meine Lebenskraft abnimmt und leise, leise der Tod an mich herantritt. Wenn auch Deine Gegenwart mich unendlich erfreut und geistig kräftigt. Ich fühl's doch, ich weiß doch, wie es um mich steht. O Ihr harten Männer, Ihr gefestigten Weltmenschen wollt es nicht begreifen, wie ein zartes Mädchenherz um einer Idee willen brechen kann, die es ganz erfüllt hat! Ihr meint, ein Gedanke, wie der meinige, könne unmöglich so viel Macht über ein Wesen gewinnen, wie ich vorgebe. Ihr sucht im tiefsten Winkel meines Innern immer noch ein Stück weltlicher Eitelkeit, Vergnügungssucht oder irdischer Liebe. Ihr täuscht Euch. Da drinnen wohnt nur mein Erlöser und Alles Andere ist Schatten, ist Traum. Ich

werde vergehen, ich werde sterben, aber auf Eure Gedanken werd' ich, kann ich nicht eingehen. Ihr könnt mich peinigen und tödten, meinen Sinn aber werdet Ihr nicht ändern."

„Ich weiß nicht, Schwester, mich faßt ein geheimes Grauen, wenn ich diese Deine Reden höre."

„Dir graut vor dem Ewigen und Höchsten, weil Du zu tief im Vergänglichen, Niedrigen, Irdischen befangen bist. Wer sich dem Göttlichen ganz hingegeben, der schließt sich freilich von dem Weltlichen mehr ab, als dem tiefer Stehenden begreiflich scheint; aber das Göttliche ist kein Spielzeug, es faßt den ganzen Menschen mit Geist und Herz; es umgibt ihn, wie die Luft, es füllt ihn aus, wie die Wärme, es überglänzt ihn, wie das Licht. So will ich meine Seele denn ausschließlich dem widmen, was wir mit Recht ein höheres, ein in Gott ruhendes, ein Gnadenleben nennen. Und weil ich dies am besten, am sichersten im Kloster vermag, so will ich in's Kloster gehen."

„Arme Schwester!"

„Arm? Ja, ich bin arm, weil man mir nicht gestattet, zu thun, wozu mich das Herz drängt; weil ich den Ruf des Herrn vernehme und ihm doch nicht folgen kann — nicht aber arm, weil mich die Welt nicht lockt mit ihren Freuden, ihren Reizen. Ich bin jung! Ich kann darum, meint Ihr, nicht die rechte Erfahrung, nicht das rechte Verständniß dessen haben, was ich thun will. Ihr irrt. Allerdings bin ich jung, aber an jener Erfahrung, die mich lehrt, ob ich in der Welt wahrhaft glücklich werden kann, fehlt es mir nicht. Zwei Bewerbungen um meine Hand hab' ich ausgeschlagen, eine davon mit Schmerz, weil die betreffende Person dadurch in Unglück

gestürzt worden, freilich ohne meine Schuld. Wie konnt' ich anders handeln, da ich erkannte, daß ich zur Ehefrau nicht tauge! Ich will meine Reinheit dem Herrn erhalten — die Welt, so schön sie ist, lockt mich nicht. Ich bin nicht gefühllos, Karl, gegen das, was die Welt bietet oder etwa bieten könnte — nein! Aber ich kenne etwas Höheres, was mich dies irdische Gefühl überwinden lehrt. Laßt mich doch glücklich werden in meiner Weise, wenn Ihr mich wirklich lieb habt. Man kann dem Menschen ein Glück nicht aufzwingen, das er von sich abweist. O laßt mich in's Kloster gehen."

„Du bleibst dabei, Henriette?"

„Ich bleibe dabei. Sieh hier diese verdorrte Blume!" Sie zog aus einem Täschchen eine verwelkte, bräunliche Pflanze hervor und zeigte sie dem Bruder. „Es ist eine sogenannte Rose von Jericho. Der ehrwürdige Vater Cölestin schenkte mir sie, da ich das Kloster verließ. Sie ist scheinbar abgestorben. Bringt man sie aber in ein Gefäß mit Wasser, so entfalten sich die Blätter von Neuem, die Blume lebt auf. Vater Cölestin sagte, diese Rose sei „das Symbol einer im Weltleben dahinsiechenden Seele, die erst in dem ihr zusagenden Borne des Heilslebens sich entfaltet zu gottgeweihter Blüthe." O mein Bruder, sieh in der armen Blume hier, Deine Schwester. Willst Du, daß sie lebt, daß sie blüht? Oder soll sie verwelken, verdorren, sterben?"

Henriette schwieg. Karl betrachtete sie lange. In seinem Antlitze ließ sich das Durchringen einer Empfindung erkennen, die Henrietten's Ideen günstig war. Dann sagte er langsam: „Ich bin besiegt. Nicht als ob ich irgendwie beeinflußt gewesen wäre, gegen Deine Neigung anzukämpfen: ich

that es in der Absicht, mich von Deinem Berufe zu überzeugen und, falls Du doch nicht ganz im Reinen mit Dir wärest, Dich der Welt, uns, mir zu erhalten. Aber ich erkenn' es und offen sprech' ich's aus: Du gehörst Gott an! So nehm' Er Dich denn hin, ich will Dich opfern, Du reines, heiliges Wesen."

Thränen erstickten seine Stimme. Bruder und Schwester umarmten sich tief gerührt. Unter ihnen lag der schöne, wunderbar im Mondlicht schimmernde See, die reizenden Haine und Landhäuser wiederspiegelnd — aber über ihnen breitete sich das Himmelsgewölbe aus mit dem schon sinkenden Mond und den zahllosen, hell und heller aufblitzenden Sternen.

Dreizehntes Kapitel.

Der letzte Kampf.

Henriette hatte nun einen wahren, aufrichtigen Bundesgenossen, einen Vorkämpfer gefunden. Nicht der Bruder bloß war ihr Karl mehr, er war ihr treuester Freund, ihr Beschützer, ihr Anwalt. Es war für ihn keine geringe Aufgabe, das zu sein; denn ungern „verlor“ er, so nannte er's, die geliebte Schwester. Nicht von jenem feurigen Glauben war er durchdrungen, der ihn mit Entzücken erfüllt hätte, da er seine Schwester einem gottgeweihten Leben sich widmen sah; aber es erfüllte ihn unsägliche Achtung vor dem Heroismus Henrietten's und sein Billigkeitsgefühl nöthigte ihn, für sie, in ihrem Sinne zu handeln. So schritt er denn an das schwierige Werk, den Vater umzustimmen. Dieser war durch Henrietten's

fortwährende Kränklichkeit wenigstens so weit mürbe gemacht, daß er doch mit sich reden ließ. Aber es währte längere Zeit, bis er sich einigermaßen an den Gedanken gewöhnte, Henrietten in's Kloster gehen zu lassen. Einmal benutzte Karl einen günstigen Moment und besprach sich mit dem Grafen so energisch, als es sich nur immer mit der Achtung, die er dem Vater schuldig war, vertrug, über die ganze Angelegenheit. Es war ein kurzer, heftiger, aber entscheidender Kampf. Er stellte ihm vor, wie unväterlich es gehandelt sei, die Tochter zu verhindern, einen Stand zu ergreifen, für den sie nun einmal Beruf habe und in dem sie allein glücklich sein zu können glaube. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß alle Pflege, alle Bequemlichkeiten, Luftveränderung und sonstige Mittel, Henrietten's Gesundheit wiederherzustellen, vergeblich seien, wenn sie gemüthskrank bleibe. Er bat den Vater, sich in das Unvermeidliche zu fügen und seinem Kinde den Willen zu lassen. Der Graf hörte ruhig und gefaßt diese Rede an. Dann öffnete er nachdenklich seine Cigarrentasche, nahm eine Cigarre heraus, brannte sie an und nachdem er einige Züge getahn und die blauen Rauchwölkchen von sich geblasen, sagte er:

„Was für ein Geist ist in Dich gefahren, Junge! daß Du Dich zum Anwalt der Klosterideen Jettchen's aufwirfst? Hast Du Dich darum in Paris, Heidelberg, Göttingen, Berlin aufgehalten, um als halber Mönch nach Hause zu kommen? Anstatt den Einfluß, den Du auf das Schwesterchen besitzest, dazu zu verwenden, sie von ihren überspannten Ideen zu heilen, lässest Du Dich von ihr in's Schlepptau nehmen und bittest für sie und billigst ihre närrischen Einfälle. Karlchen, bist Du mein Sohn?"

„Wohl, Vater, und ich hoffe Dein guter Sohn zu sein. Eben darum muß ich Dich aber auch bitten, inständig bitten, ein guter Vater zu sein. Ich wiederhole es, kein närrischer Einfall, keine überspannte Idee ist's, was Henriette bestimmt, den Schleier zu nehmen, es ist Beruf. Ich habe mich davon überzeugt. Ich habe sie studirt; ich hab' ihr Alles vorgestellt, was ein liebevoller, um das Wohl der theuersten Schwester besorgter Bruder ihr nur vorstellen konnte. Sie gab zur Antwort, daß sie denn in Gottes Namen sterben wolle als das Opfer einer unverantwortlichen Tyrannei. Und sie wird sterben, bald sterben. Ihr Herz ist schon fast gebrochen. Das aber sag' ich Dir, Vater, wir beladen unser Gewissen zu schwer, wenn wir sie zwingen wollen, in der Welt zu bleiben. Nein — ich nicht. Ich will keinen Antheil haben an dem Fluche, den wir dadurch auf uns herabziehen. Ich will nicht —"

„Sprich es nicht aus!"

„Ich will nicht mithelfen, sie zu tödten."

Es war gesprochen, das schreckliche Wort. Der Graf wechselte die Farbe. „Es ist gut!" sagte er nach einer Pause. „Geh!" —

Karl entfernte sich.

Der Graf schloß sich den ganzen Tag über ein. Niemand wurde vorgelassen. Abends erst berief er seine Gemahlin zu sich. Ein heftiger Wortwechsel entspann sich. Nach einer Stunde verließ die Gräfin in höchster Aufregung das Zimmer und befahl Henrietten zu sich. Nachdem sie längere Zeit mitsammen gesprochen, führte sie die Tochter vor den

Vater. Karl wartete im Vorzimmer. Seine Angst verwandelte sich aber bald in süße Freude, als Henriette, glänzenden Auges und wonnestrahlend aus der Wohnung des Vaters in die Arme des Bruders eilte:

„Gott vergelt' es Dir, mein Bruder! Er wird Dich segnen, wie ich Dich segne, tausendfach. Du bist mein Retter! Gott vergelt' es Dir!"

Vierzehntes Kapitel.

Schluß.

Von dem Thurme der Klosterkirche zu unsrer lieben Frau und Jungfrau Maria Immaculata in der Residenzstadt tönt der Ruf zu einer seltenen Feier. Eine junge, reiche, schöne Comtesse wird eingekleidet als Nonne. Es ist die Comtesse Henriette. Ihre Eltern und ihr Bruder sind anwesend und eine große Menge Frommer und Neugieriger erfüllt die Kirche. Die Nonnen des Klosters sind bereits versammelt, an der Spitze die Oberin, die ehrwürdige Mutter, die reichliche Thränen vergoß, als sie vernahm, daß ihr „liebes, gutes Kind" nun doch sein Ziel erreicht. Unter den frommen Frauen befindet sich auch Schwester Huberta, die Freundin Henrietten's. Dort in der Nähe des Altars gewahrt man ferner einen alten, verehrungswürdigen Priester, den Vater Cölestin. End-

lich erscheint der Bischof mit zahlreicher Assistenz und — von den Blicken der Gegenwärtigen fast verschlungen — die neue Himmelsbraut. Wie ihr Antlitz strahlte, wie ihr Auge vor übergroßer Freude leuchtete, das sahen die Menschen, wie aber ihr Herz in süßester Begeisterung schlug und aufrichtig und rein dem Herrn sich weihte, das sah Gott und seine heiligen Engel und mit den Worten des Bischofs und den Gebeten der Priester und der frommen Frauen vereinigten sich die, dem Menschenohr unhörbaren Chöre der Engel des Himmels. — Eine zarte, fast schon vom rauhen Lebenssturme geknickte Blume war es, die in heiliger Verzückung dort an den Stufen des Altares lag. Vielleicht trug sie schon den Keim des Todes in sich — aber überglücklich war sie nun doch und wonneselig schauerte sie zusammen bei dem Gedanken, daß sie nun dem Ewigen angehöre, als reine Braut des Erlösers, daß ein neues Leben nun für sie beginne, das weltabgeschiedene Gnadenleben.

Die heilige Handlung war vorbei.

Im Kreuzgange standen die Eltern und der Bruder. Der Graf war tief ergriffen und todtenbleich. Die Gräfin weinte.

Henriette, begleitet von der Oberin und Schwester Huberta kam heran. Sie warf ihren Eltern und dem geliebten Bruder einen Blick voll Innigkeit zu.

„Lebt wohl und seid glücklich — wie ich nun bin!“

Dann verschwand sie hinter dem Gitter der Clausur.

Der ehrwürdige Vater Cölestin aber trat zur Familie Baldrian hinzu, und Karl bei der Hand fassend, sagte er:

„Junger Mann! Ich weiß, Ihnen ist die Schwester zu besonderm Danke verpflichtet. Empfangen Sie dafür den Segen

eines alten Mannes, dessen lebhaftester Wunsch es war, noch zu erleben, daß jenes edle, reine Wesen, das so eben den Schleier nahm, sein Ziel erreiche.

Empfangen aber auch Sie, Vater und Mutter, meinen Dank und möge Ihnen Gott die Kraft verleihen, einzusehen, daß Sie gut daran gethan haben, ihre Tochter dem Herrn, dem sie sich geweiht, nicht länger vorzuenthalten. Sie taugte ja nicht, in die kalte, egoistische Welt. Sie wäre verdorrt draußen wie die Blume, die ich ihr einstens schenkte. Hier aber, in dem heiligen Hause, hier wird sie aufblühen zu einem schönern Dasein, entfalten zu Gott wohlgefälliger Lieblichkeit wird sie sich in den Wassern des Lebens, die Rose von Jericho."

Landsteiner, Karl

Schatten und Licht Ein Novellenkranz

Bd.: 2

Aachen 1867